Die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 in Europa, geschichtlich dargestellt von Rudolph Straß.
Zweiter Theil.

Die Revolutionsereignisse des Sommers 1848 geschichtlich dargestellt von Rudolph Straß.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1891.
Inhaltsverzeichnis

Inhalte des ersten Bandes.

Zuhalt des dritten Bandes.


Das Buch unterscheidet sich in vielsacher Hinsicht von den bisher veröffentlichten ähnlichen Werken. Denn der Herr Verfasser hat es abseitslich vermieden, die Geschichte des deutschen Volkes aus dem allgemeinen Zusammenhang der weltgeschichtlichen Ereignisse herauszuheben; vielmehr war er bemüht, den Zusammenhang mit der allgemeinen Weltgeschichte festzuhalten und die deutsche Geschichte in den vollen Strom weltgeschichtlicher Entwicklung — in dem sie das geworden ist, was sie ist — zu stellen. Das deutsche Volk nimmt in der Geschichte des Mittelalters die führende, leitende Stellung ein. Was wir aber Mittelalter nennen, ist die Summe der Ereignisse, welche sich aus dem Zusammen- und Gegenwirken der in der unmittelbar nachchristlichen Zeit am meisten hervortretenden Weltmächte ergibt. Diese Weltmächte sind: die christliche Kirche und das Papsttum, der Islam und das Kalifat, die Germanen und das Kaisertum. Bei dem Bemühen des Herrn Verfassers, die im deutschen Volke treibenden Ideen, also die kulturgeschichtliche Seite seiner Geschichte, zu vorwiegender Darstellung zu bringen, war es geboten, auch der
Geschichte des arabischen Volkes eine eingehendere Behandlung zu
widmen, als dies bisher in Darstellungen der deutschen Geschichte
der Fall gewesen ist. Denn nur so läßt sich die Blütezeit des
deutschen Geisteslebens in der Stauferzeit verstehen, in welcher die
durch die Kreuzzüge und auf dem Weg über Spanien und Frank-
reich in das deutsche Volk eindringenden und von ihm ausge-
nommenen und verarbeiteten Elemente arabischer Kultur eine maß-
gebende Rolle spielen.

Als sich das deutsche Volk nach dem Scheitern der auf Welt-
herrschaft gerichteten Bestrebungen seiner Kaiser auf seine heimischen
Interessen zurückzog, erwuchs ihm die Aufgabe, das mit den
Menschen geborene Recht persönlicher Freiheit mit den traditionellen
Formen des Lehnsstaates und der Papstkirche in Einklang zu sehen.
Diese Entwicklung führte einerseits zur Auflösung der Universalkirche,
anotherseits zur Auflösung des deutschen Reichs. Indem der Herr
Verfasser dem Ringen des deutschen Volkes nach ständi-
schem Ausgleich eine eingehende Darstellung widmet, glaubt er
weiten Kreisen willkommene Belehrung zum Verständnis der großen
Bewegung, in deren Mitte wir in diesem Augenblick stehen, zu bieten.

Wie die deutsche Geschichte Kern- und Ausgangspunkt der Dar-
stellung der mittelalterlichen Geschichte ist, so ist es nach der Auf-
lösung des deutschen Reichs der Staat der Hohenzollern, welcher,
wie er allmählich die Führervolle in der Entwicklung des deutschen
Volkes übernimmt, so auch in den Mittelpunkt der geschichtlichen
Darstellung tritt. Die mit der Auflösung des deutschen Reichs
Hand in Hand gehende Vernichtung des deutschen Geisteslebens
nötigt das deutsche Volk, seine reichs- und kulturgeschichtliche Auf-
gabe von neuem zu beginnen. Wieder strömen — aber nicht wie
früher aus weiter Ferne — die Kultureinflüsse nach Deutschland
ein. Aber das deutsche Volk, gelähmt, wie es aus dem dreizig-
jährigen Krieg hervorgegangen, und nicht imstande, diese Einflüsse
selbständig zu verarbeiten, gerät in völlige Abhängigkeit vom Aus-
land, zumal von Frankreich, welche sich bis zu politischer Knecht-
schaft steigert. Erst infolge der Machsentwicklung des branden-
burgisch-preußischen Staats, sowie infolge der geistigen und sittlichen
Wiedergeburt des gesamten deutschen Volkes gelangt dasselbe wieder
zu politischer Macht und zu geistiger Größe.


Heidelberg, im Oktober 1890.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der

Buchhandlung in

Expl. G. Dittmar's Geschichte des Deutschen Volkes in drei Bänden
(Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg)
und wünscht Zufändung in ca. 15 Lieferungen à 1 M.*, in drei Bänden*, geheftet*, gebunden*.

Genüge Adresse:

* Das Nichtgewünschte gel. zu durchstreichen.
Die Revolutionen von 1848 und 1849 in Europa

geschichtlich dargestellt von Rudolph Stratz.

I. Theil: Die Februar-Revolution und ihre nächsten Folgen.
II. Theil: Die Revolutionsereignisse im Sommer 1848.

8°. brosch. à 5 M., in Lwd. geb. à 6 M.

Urtiehe der Presse.

... In der jetzigen Zeit, wo überall Freude und Ordnung herrschen — it is at such times, sagt ein englischer Schriftsteller, that souls are most thoughtless and wise men most thoughtful — denken freilich nur Wenige an die mögliche Wiederkehr solcher Vorgänge, obgleich es wahrlich an Zeichen nicht fehlt, daß die Revolution ihr letztes Wort noch nicht gesprochen hat und daß sie der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung noch einmal furchtbare Gefahren bringen kann; es ist wirklich kein schlechter Gedanke, wenn, wie in dem obengenannten Werke geschildert, dem jetzigen Geist der Vorgänge der letzten Revolution, welche ja nur noch ein sehr kleiner Theil der Zeitgenossen, wenigstens mit Verständnis, miterlebt hat, in ihrem thatsächlichen Verlauf, ihren Ursachen, ihren Zusammenhängen dargestellt wird. Dies geschieht in dem obengenannten Buche, dessen erster Theil bisher allein vorliegt, in sehr angreifender Weise. Der Herr Verfasser ist ein ausgeprägter Parteimann, sondern schildert in hoher Unbefangenheit und gerecht gegen Alle... 

Die Presse.


Leipz. Zeitung.

... Das höchst interessante und fleißig gearbeitete Werth, in welchem auch bisher unbekannte Quellen erschlossen werden, darf auf einen großen Leserfreis rechnen.

Breisg. Zeitung.

... Durch sorgfältige Sammlung und Sichtung des vorhandenen Materials und durch Benutzung besonderer, ihm zugänglicher Quellen hat der Verfasser ein getreues, klar und überflüssig ausgearbeitetes Bild jenes furchtbewegten Zeitabschnittes entworfen.


... Das Werk schildert thatsächlich eine Ecke in der deutschen Geschenlitatur aus.

Düss. Zeitung.

"Der erste Theil dieses Werkes gibt in anprechender und objektiver Darstellung ein getreues Bild der Februarrevolution im Jahre 1848, jenes "Frühlingsstürmes", der wie ein anderes Ereigniß, soweit die Erinnerung der Weltgeschichte zurückreicht, die sämtlichen europäischen Staaten erschüttert hat..." 

Seemann's Lit. Jahresbericht.

... Den Leser wird die klare, durchweg verständliche Form der Darstellung fehlern; namentlich die ebenso treue wie lytvolle Schilderung
der so vielsach verfuchienden äußeren Politik, wie der politischen Partei- kämpfe in den damaligen deutschen Bundesstaaten bestridigen.

Deutscher Reichsanzeiger.


Leipz. Tageblatt.


Wochen- Zeitung.

... Wir haben diesen ersten Theil mit außerordentlicher Be- stirdigung gelesen. Eingehend und sachlich objektiv schildert uns der Verfasser in einem meisterhaften Anfangskapitel die Reformbankette in Paris, welche die dortige Volkserebung vom 22., 23. und 24. Februar zur Folge hatten u. i. w. Bekanntlich nahm die Bewegung damals in den verschiedenen deutschen Staaten einen ungleichen Verlauf, in Bayern z. B. den eines poßenhaften Satyrdramas (Vola Montez-Geschichten), in Berlin dagegen den einer blutigen Tragödie (Nacht des 18. März); in den anderen Staaten mitschen sich beide Elemente, das harmlos Poßenhafte und das ernst Tragische, indem bald das letztere, wie in Baden und Österreich, bald das erstere, wie in gewissen Dvdesfürstentümern, vorherrschte. Die Darstellung bei Straß ist immer eine dem Gegenstand gemäße, so daß man beim Lesen dieser lebhaften Schilderungen auch eine gewisse ästhetische Befriedigung empfindet...

Der Bund.

...Ningemein anschaulich ist der Aufstand in Baden und in noch höherem Grade, weil er an sich und für sich auch bedeutsamer war, derjenige in Berlin geschildert. Die Vorgeschichte, die ersten Unruhen, die Steigerungen verfolgen bis zu den offenen und blutigen Straßenkämpfen, die einzelnen Gesche, die Verbindung der Öfner der Revolution in das Schloß vor den König und dessen Bergewaltigung, der Umzug des Königs mit der schwarz-roth-goldenen Schärpe am Arm u. j. w. — das alles ist mit hohem stiltischen Ernst, mit plastischer Hervorhebung und mit dramatischer Lebensigkeit geschildert.

Sträfö. Post.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich das Verdiens t er- worben, die Vorgänge der letzten Revolution in ihrem thatsächlichen Ver- lauf, ihren Ursachen und Zusammenhängen darzustellen, eine Aufgabe die dem Verfasser in vorreflischer Weise gelungen ist. Straß hat sich auf einen durchaus objectiven Standpunkt gestellt und betrachtet von diesem aus die Ereignisse unparteiisch gegen jede Partei. Das Buch sei jedem Geschichtsfreunde auf das Angelegenheitsste empfohlen, es wird in jeder Beziehung Belohnung aus demselben schöpfen können, die ihm um so leichter wird, als das Buch trefflich geschrieben ist und der Stoff höchst übersichtlich bearbeitet worden ist.

Die Revolutionen
der Jahre 1848 und 1849
in Europa,
ge schichteilig dargestellt
von
Rudolph Straß.

Zweiter Theil:
Die Revolutionsereignisse des Sommers 1848.

Heidelberg.
Carl Winter’s Universitätsbuchhandlung.
1891.
Die
Revolutionsereignisse
des
Sommers 1848,

historisch dargestellt

von

Rudolph Strak.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1891.
Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
**Vorwort.**


Berlin, im November 1890.

Der Verfasser.
Inhalt.

I. Abschnitt: Der Bürgerkrieg im Königreich Neapel.


II. Abschnitt: Die französische Republik.


III. Abschnitt: Der italienische Freiheitskampf.


IV. Abschnitt: Die Ereignisse in Berlin.


Einleitung.


VI. Abschnitt: Die deutsche Nationalversammlung.


Übersicht der Litteratur
I. Abschnitt:
Der Bürgerkrieg im Königreich Neapel.


standsversuchen, welche in den nächsten Jahren losbrachen, als auch besonders in dem erbitterten Kleinkrieg, welchen die in den Gebirgen umherziehenden Räuber- und Freischärlerbanden mit den Gendarmen führten.

Die ersten Schritte des neuen Herrschers schienen darauf hinzuweisen, daß er ernstlich zu einer Ordnung des zerrütteten Staatswesens entschlossen sei. Es geschah viel, um die materielle Lage des Volkes zu heben, auch eine Amnestie wurde erlassen und das Ministerium gewechselt, gleichzeitig aber gewannen die Jesuiten einen steigenden Einfluß — wie denn der König seinen eigenen Bruder, den Grafen Trapani, der Gesellschaft Jesu zur Erziehung anvertraute —, die Censur wurde verschärft und das System des Absolutismus noch mehr befestigt. Am 13. September 1834 erließ der Staatsrath ein Circular, welches offen ausdrückte, daß der König entschlossen sei, die überlieferten monarchischen Institutionen aufrecht zu erhalten, und Ferdinand selbst erklärte, er habe nie die Absicht gehabt, an der Form der Regierung etwas zu ändern, da sie die einzige sei, die sich mit der Ruhe und der Wohlfahrt seiner Bölbvertrage.


1 In Palermo allein starben innerhalb 6 Wochen 26 000 Menschen, einmal an einem Tage 1800; in Catania wurde ein Sechstel der Bevölkerung von der Seuche hinweggerafft.
voll Energie und Grausamkeit, welcher ebenfalls nach Sicilien geschielt worden war, stellte durch zahlreiche Hinrichtungen und ähnliche Maßregeln die Ruhe wieder her. In Folge dieser Ereignisse wurde am 31. Oktober 1837 Sicilien seiner bis- herigen selbständigen Verwaltung beraubt und für eine Provinz Neapels erklärt, zugleich aber auch wieder zahlreiche Reformen im Justiz- und Steuerwesen eingeführt.


In den nächsten Jahren gewann die Bewegung an dem Auftreten Pius IX. einen mächtigen Halt. Der liberal gesinnte Papst wurde auch hier der Gegenstand höchster Begeisterung und Verehrung, obwohl alle Rundgebungen zu Gunsten des- selben, selbst der Verkauf seines Bildes von der Polizei verboten waren, und man kaum wagte, öffentlich den Namen Pius IX. zu nennen. Das Ansehen des Königs hingegen war immer mehr geschwunden und von der Beliebtheit, deren er sich zu Beginn der dreißiger Jahre erfreut, keine Spur mehr vorhanden. Ferdinand II. war von Natur weder despotisch noch grausam angelegt; er zeigte Liebe zu seinen Untertanen und das ernstliche Befreuen, das materielle Wohl derselben zu heben, wie denn auch in dieser Hinsicht viel während seiner Regierung geschehen ist. Allin hartnäckig, beschränkt und bigott, wie er war, geriet er im Laufe der Jahre gänzlich in die Hände
I. Abschnitt. Der Bürgerkrieg im Königreich Neapel.

derjenigen Partei, deren zerfetzendem Einfluß noch kein Staat widerstanden, in die Hände der Jesuiten und ihres Anhangs. Der Beichtvater Cocle, der Polizeiminister del Carretto und der Minister des Innern, Sant'Angelo übten eine umschrankte Gewalt über den König aus und verleiteten ihn zu jenen Schritten, deren Folgen ihm den Ruf eines hartherzigen Tyrannen eingetragen haben.


Besonders aber begann der Bandenkrieg im Gebirge eine gefährdrohende Ausdehnung zu gewinnen. Während des Septembers wüthete ein blutiger Guerilla in den Abruzzen, wo die Generale Statella und Amicianta gegen die Bandenführer Giovanni Andrea und Domenico Romeo, zwei Brüder, fochten, und ebenso in den sizilianischen Bergen, in denen der Marschall Landì die Insurgenten verfolgte. Das Standrecht wurde über die aufrührerischen Gegenden verhängt, hohe Preise auf die Köpfe der Bandenführer gesetzt und eine starke Truppenmacht aufgeboten. In der That gelang es, des Aufruhrs Herr zu werden, Domenico Romeo fiel im Kampfe, sein Bruder wurde gefangen genommen und mit vielen anderen zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, die meisten Banden lösten sich auf, ihre Mitglieder flüchteten, wurden hingerichtet oder fielen die Kerker Neapels. Es scheint, daß die englische Regierung die Bewegung in beiden Sicilien moralisch unterstützt hat, ja, es sollen sogar zwei britische und ein deutscher Offizier die Kämpfe


In Sicilien hatten sich die Dinge bereits berart gestaltet, daß der Ausbruch der Revolution nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet werden konnte. Vergebens verschärfte der Commandant Palermo's, General Biale, seine Maßregeln. Als er


Bald zeigte sich, daß das Volk, welches sich seit Wochen auf den Aufstand vorbereitet, namentlich mit Waffen versehen hatte und mit großer Tapferkeit zog, den Truppen überlegen war. Das Militär mußte die Straßen und theilsweise die Stadt verlassen und sich in die festen Punkte, das königliche Schloß, das Fort Castellamare, die Kaserne des Molo und das daran gelegene Gefängnis, den Finanzpalast zurückziehen.

tätlichen befeuert wurde. Je näher man dem Kampfplatz kam, um so mehr veränderten sich auch die Scenen; man musste über Barrikaden steigen, und anstatt der unbewaffneten Leute sah man Männer mit Gewehren über den Schultern, mit Piken und Säbeln versehen, dem Theile der Stadt zuleiten, wo man einen Angriff der Truppen erwartete."

Nachdem es am 14. Januar zu neuen erbitterten Kämpfen am Maquedathor gekommen war, wo das Volk die wiederholten Sturmangriffe des Generals Bialle blutig abgewiesen hatte, verwandte sich an diesem Tage der Commandant des im Hafen liegenden englischen Kriegsdampfers „Bulldog“ bei dem Stattshalter Herzog von Majo um Einstellung der Feindlichkeiten, allein vergeblich; die Kanonade dauerte auch an diesem und dem folgenden Tage fort. Nunmehr erließ der französische Consul Bresson einen Aufruf an seine Collegen, gemeinsam mit ihm bei dem Herzoge zu unterhandeln; die Consuln Weckfind (Preußen und Hannover), Marscon (Ver. Staaten), Hirzel (Schweiz), Muffo (Sardinen), Fiamingo (Rußland) schlossen sich ihm an, während die Vertreter Oesterreichs und Englands sich zwar fernhielten, allein ihre Nebereinstimmung mit den Schritten der Amtsgenossen zu erkennen gaben. Nach langen Unterhandlungen bewilligte der Herzog von Majo einen 24-stündigen Waffenstillstand, welchen Bresson dazu benutzte, um die in Palermo anäffigen Franzosen auf einen amerikanischen Dreimaster in Sicherheit zu bringen. Die Engländer hatten die Stadt schon früher verlassen.

des Dichters Castiglia und namentlich eines gewissen Scordato, sowie Aufforderungen zu Geldsammlungen enthielten.

Die Bemühungen der Consuln hatten keinen Erfolg; der Kampf begann auf das Neue und führte in den nächsten Tagen zu heftigen Zusammenstößen, besonders als die Truppen sich vom Molo aus mit dem Palaste in Verbindung zu setzen versuchten. Bald zeigte es sich, daß die Truppenverstärkung, welche jetzt eingetroffen war, nur den einen Erfolg erreichte, daß die vorhandenen Proviantvorräthe des Militärs doppelt so schnell verbraucht wurden. Auf den Straßen wuchs man die Soldaten nicht zu verwenden, so daß dieselben in beinahe völliger Unthätigkeit die Forts und Kasernen erfüllten. Auch das Bombardement that wenig Schaden; es scheint, daß General Désautet in gewissem Sinne mit den Auständischen sympathisierte und sich davor scheute, die äußersten Mittel anzuwenden. Wenigstens unterjagte er dem energischen Oberst Groß, einem Schweizer, weiterhin von Castellamare aus die Stadt zu beschließen und ließ sich bald in Unterhandlungen ein.

Zu diesen letzten war von Seiten der Auständischen der Marchese Spedaleto bestimmt worden. Der siegreiche Kampf der letzten Tage, in welchem einmütig sich alle Stände der Bevölkerung vom Herzog und Grafen bis zum Bettelmönch und Fischer für die Befreiung ihres Vaterlandes erhoben, hatte das Selbstgefühl der Sicilianer mächtig gestärkt. Von den Bedingungen, welche die fremden Consuln vorgeschlagen, wollten sie nichts wissen und erweiterten ihre Forderungen dahin, daß sie die Herstellung der alten sicilianischen Verfassung und die Einberufung eines sicilianischen Parlaments in Palermo verlangten. Der Herzog von Majo jedoch glaubte darauf nicht eingehen zu können und entsandte am 19. ein Schiff seines Geschwaders nach Neapel, um die Wünsche der Insurgenten der

1 Die ersten Gelder, 2248 Unzen, waren von 40 Subscribenten vorgeschossen worden, unter welchen sich merkwürdigerweise auch die Jesuiten Palermos befanden. Als in der Nacht des 17. das städtische Leichhaus in Flammen aufging, wurden in wenigen Augenblicken 25 000 Franken für die Geächtigten gesammelt.
persönlichen Entscheidung des Königs zu unterbreiten, während zugleich die Consuln eine Bemwahrung erließen.


 Der Kampf begann nunmehr mit erneuter Erbitterung. Besonders heiß ging es am 22. an dem Noviziatokloster und dem Finanzpalaste her; das Volke verdoppelt seine Anstren- gungen und gewann immer mehr Boden, während die Kraft der Truppen sichtlich erlahmte. Nach einem erbitterten Gefechte,

Gleichzeitig mit dem Aufstande in Palermo war auch in den übrigen Städten der Insel, in Messina, Catania, Syrakus, Caltanisetta und anderen die Revolution ausgebrochen. Messina war gleichfalls bombardirt worden, wogegen, wie in Palermo, auch hier die fremden Consuln vergeblich protestirten. Auch diese Orte waren, soweit sie noch das Militär besetzt hielt, geräumt worden, und zu Anfang Februar hatte die gesammte Insel ihre Unabhängigkeit errungen. Nur in der Citadelle von Messina hielten sich die neapolitanischen Truppen und beschossen von hier aus die Stadt. In ihrer Siegesfreude versammten es die Sicilianer, sich dieses wichtigen Punktes zu bemächtigen, ein Umstand, welcher ihnen später verhängnisvoll werden sollte.

In Neapel selbst hatten die Vorgänge in Palermo eine von Tag zu Tag steigende Aufregung hervorgebracht. Der König trug eine erkünstelte Ruhe zur Schau und zeigte sich oft dem Volke, allein schon am 13. entstand, als er das Theater San Carlo besuchte, ein solcher Tumult, daß er sich sofort wieder in sein Palais zurückbegab. Die Dekrete des 18. und 19. blieben hier ebenso wirkungslos wie in Sicilien. Das Volk verlangte mehr und zeigte sich auch durch eine am 24. erlassene Amnestie, welche sämmtliche wegen politischer Ursachen Verurtheilten und Gefangenen befreite, nicht zufriedengestellt. Vom 20. ab verstrech kaum ein Tag ohne Zusammenrottungen und Tumulte,

Als Statella in das Schloß kam, sand er dazwischen bereits die Minister und Generale in der Berathung begriffen. Der König ließ sich dazu überreden, seine bisherigen Minister, namentlich del Carretto, zu entlassen und den von Sicilien zurück-

1 Es geschah dies dadurch, daß zwei junge Calabresen plötzlich einen grünen und einen rothen Sonnenschirm auffspannten, während ein dritter ein weites Luch schwang, und so die italienischen Nationalfarben zum Vorzeichen kamen.

2 Es kam mehrfach vor, daß das Volck gefürztetan Cavalieristen wieder in den Sattel hafte; dem General Statella, welcher vom Volke umdrängt die Jügel verlor, wurden dieselben sofort von Herbeittretenden in die Hand gereicht.
gekehrten Herzog von Serra Capriola mit der Bildung eines neuen Cabinets zu betrauen. Ihm sollte Bozzelli, ein Mann, welcher das besondere Vertrauen der Sicilianer zu genießen schien, zur Seite stehen, und auf diese Weise glaubte man den Wünschen der beiden Staaten nachzukommen. Der Herzog nahm den ihm gewordenen Auftrag unter der Bedingung an, daß die sofortige Verleihung einer Constitution erfolge. Der bisher allmächtige Polizeiminister del Carretto wurde noch an demselben Abend durch den General Filangieri verhaftet und unverzüglich über die Grenzen des Landes gebracht, der Beichtvater Coce ergriff gleichfalls die Flucht.

Am nächsten Tage blieb die Stadt verhältnismäßig ruhig; man erwartete die Concessionen der Regierung. An den Straßenecken klebten Plakate mit den Worten: „Heute ein Tag der Beobachtung — morgen ein Tag des Blutes!“ Aus Salerno und zahlreichen anderen Orten traf die Nachricht ein, daß am 29. die Bevölkerung bewaffnet nach der Hauptstadt zu ziehen beabsichtigt, um ihrem Willen durchzufechen.

Nun endlich entschloß sich der König völlig nachzugeben. Um 10 Uhr Morgens erschien am 29. folgendes Dekret:

---

I. Abschnitt. Der Bürgerkrieg im Königreich Neapel.


„Wir Ferdinand II., König beider Sicilien und von Jerusalem, Herzog von Parma und Placentia, erblicher Großprinz von Toscana u. s. w."

„Nachdem Wir den allgemeinen Wunsch Unserer vielgeliebten Untertanen, der jetzigen Bildung angemessene Bürgschaften und Institutionen zu haben, vernommen, erklären Wir, daß es Unser Wille ist, den Uns offenbarten Wünschen zu entsprechen und eine Constitution zu geben. Wir haben Unseren neuen Staatsminister beauftragt, Uns binnen 10 Tagen einen Entwurf auf folgenden Grundlagen vorzulegen:

„Die gesetzgebende Macht wird ausgeübt durch Uns und durch zwei Kammern, nämlich eine Paarskammer und eine Deputiertenkammer. Die Mitglieder der ersten Kammer werden durch Uns ernannt, die der Deputiertenkammer werden durch Wahlen nach einem bestimmten Census ernannt."

„Die einzig herrschende Staatsreligion ist die römisch-apostolisch-katholische und keine andere wird geduldet."

„Die Person des Königs soll immer unverleidlich und unverantwortlich sein."

„Die Minister des Königs sind für alle Regierungshandlungen verantwortlich."

„Die Land- und Seemacht bleibt immer vom König abhängig."

„Die Nationalgarde wird im ganzen Königreich auf eine gleichmäßige, mit der Hauptstadt gleichförmige Weise organisiert."

„Die Presse ist frei und nur einem Repressivgesetz gegen Beleidigungen der Moral, der Religion, des Königs, der königlichen Familie, der fremden Herrscher und der Parteien und Privatinteressen unterworfen."


„Ferdinand."

Der Jubel, welchen diese Bekanntmachung bei der heizblütigen Bevölkerung erregte, war groß. „Raum waren am 29.


Diesem frohen Bilde fehlte indessen der dunkle Hintergrund nicht; in den Vorstädten Neapels sah sich der Pöbel um 

---

1 Siciliens Revolution, S. 53.


In Neapel blieb während der ersten Tage des Februar Alles ruhig. Man erwartete die versprochene Verfassung, welche endlich am 10. in der Fassung, wie es das Dekret vom 28. Januar verkündet, erschien und einen neuen maßlosen Jubelssturm erregte. Am folgenden Tage wurde in sämtlichen Kirchen ein Teedeum angesagt und der König fuhr in einem offenen Wagen durch die Stadt, um den Dank seiner Unterthanen in Empfang zu
Verhandlungen mit Sicilien.

17

nehmen. Die Erregung gegen Österreich war in stetem Wachsen begriffen, während der englische Gesandte Lord Napier vielfach gefeiert und geehrt wurde.


Zunächst allerdings konnte Ferdinand an die Wiederherstellung der Insel nicht denken, sondern mußte dafür sorgen, sich wenigstens auf dem wankenden Throne Neapels zu erhalten. Bereits war die Lombardei aufgestanden, die Herzöge von Parma und Modena irrtum vertrieben umher, der Großherzog von Toskana und selbst der Papst schienen kaum mehr dem Drange der Revolution widerstehen zu können, und drohend wuchs die Macht des Sabbenkönigs von Tag zu Tag. Auch Neapel vermachte sich der Freiheitsbewegung, welche die Halbinsel durchzog, nicht zu entziehen. Der Ruf nach dem Kriege mit Österreich wurde so stürmisch, daß der König versprechen mußte, 40.000 Mann nach dem Kampfplatz senden zu wollen. In der That lüß er auch 12—15.000 grobentheils ungeübte Soldaten abmarschieren, während er den Kern seines Heeres, die Garda und Schweizer, um sich behielt, und über gab dem alten, aus 27jähriger Verbannung zurückgekehrten Freiheitskämpfer Pepe das Commando über die Feldtruppen. Welch hinterlistiges Spiel Ferdinand dabei trieb, wurde erst später klar.

In Neapel selbst ging es während dieser Zeit stürmisch zu. Tumulte und Demonstrationen aller Art, vielfach wie es scheint


Der Eröffnungstag des Parlaments nahm heran und mit ihm die Einführung der constitutionellen Regierung, die Befräntung der bisherigen Militär- und Priesterherrschaft, wie sie nach dem Hergen Ferdinands war. Der König hatte seine Fassung wiedererfahren. Er bereute, soweit gegangen und seinem Volke so schwerwiegender Prechte eingeräumt zu haben, und hatte sich entschlossen, um jeden Preis seine frühere Macht
wieder zu erwerben. Schon seit Wochen und Monaten hatte er an seinem Plane gearbeitet, während seine nichtsahnenden liberalen Minister ihn völlig mit der Wendung der Dinge ausgesöhnt glaubten. Das Heer war ihm unbedingt ergeben, der Beistand der niedrigsten, von seinen Agenten aufgeheizten Volks schichten gewiß; die Zeit schien gekommen, den entscheidenden Schlag zu führen.


Erkrochen über diesen Schritt der Regierung, versuchten die Volksvertreter an diesen und dem nächsten Tage mit dem Könige und seinen Ministerz zu unterhandeln. Ferdinand II. trieb in diesen Tagen mit seiner ganzen Umgebung — die in das Complot t Eigeneinstituten ausgenommen — ein tüfisches Spiel. Er gab den Deputirten die beruhigendsten Versicherungen, ließ aber zugleich die ganze Garnison sich marschbereit machen. Um die Minister kümmerte er sich überhaupt nicht mehr, sondern führte seine Pläne aus, ohne ihnen irgendwelche Mittheilungen über seine Absichten zukommen zu lassen. Es gab daher das gesammte Cabinet seine Entlassung, ohne daß jedoch Ferdinand dieselbe annahm oder überhaupt beachte.

Was der König und sein Anhang wohl erwartet und gehofft hatten, geschah. Das durch die Ereignisse der letzten Tage und durch umlaufende falsche Gerüchte erregte Volk begann sich zu
empören und gab so der Regierung den Vorwand zu einem Staatsstreiche an die Hand. Schon am Abend des 14. bedeckten zahlreiche Barrikaden die Toledostraße und die angrenzenden Gassen. Ferdinand ließ nicht sofort angreifen. Er wollte seine Rolle bis zu Ende durchspielen und ließ jezt, da der Kampf schon unvermeidlich war, den Deputirten sagen, er sei bereit, auf ihre Wünsche in Betreff der Paarstammer einzugehen und habe die Gidsformel, wie folgt, formulirt: "Ich schwöre Treue dem constitutionellen König Ferdinand II. und der Constitution, wie sie von den beiden Kamern in Gemeinschaft mit dem König umgebildet und entwickelt werden wird". In der That ließen sich die Deputirten hinter das Licht führen; sie sandten eine Commission auf die Straffen, um das Volk zu besänftigen und zum Verlassen der Barrikaden zu bewegen, während Ferdinand bereits seine Truppen zusammengesogen hatte und — für alle Fälle — ein Schiff im Hafen bereit liegen ließ.


Ferdinand II. hatte gesiegt, allerdings mit beträchtlichen Opfern. Von seinen tapferen Schweizern allein waren 1 Major, 6 andere Offiziere und 21 Mann tot, 2 Obersten, 11 Offiziere und 181 Mann verwundet, und auch die Garden hatten be-
der 15. Mai in Neapel.

[Text des Dokuments in deutscher Sprache]


Während dieser Vorgänge rüstete Ferdinand eine große Expedition zur Unterwerfung der Insel aus. Den Oberbefehl vertraute er dem General Filangieri an, unter dessen Führung 16000 Mann, darunter als Kern der Armee 2 Schweizerregimenter zu je 1200 Mann standen. Zu Ende August schifften sich die Truppen zu Neapel ein, blieben aber, da sie keinen
Hafen zum Landen an der feindlichen Küste besaßen, vorerst bei Reggio liegen, um hier die Beschießung Messinas abzuwarten.

Die Citadelle dieser letzteren Stadt, welche sich auf der den Hafen umschließenden Landzunge erhob, war der einzige Punkt, auf welchem noch die neapolitanische Flagge wehte. Der Commandant, General Pronio, ein entschlossener Soldat, hatte die ihm anvertraute Feste bisher gegen alle Angriffe zu halten gewußt, worin er allerdings durch die Lässigkeit der Sicilianer in hohem Maße unterstützt worden war. Die letzten hatten Alles daran sehen müssen, um Ferdinand auch dieses letzte Vollwerk zu entreißen und dadurch eine Landung der neapolitanischen Truppen nahezu unmöglich zu machen. Stattdessen hatten sie sich damit begnügt, vom März bis zum September die Citadelle aus den in ihrem Besitze befindlichen Forts zu bombardieren, welche sich im Westen Messinas auf einer Hügelreihe hinzogen. Am meisten hatte durch diese Kanonade die dazwischen liegende Stadt selbst gelitten, um so mehr als zu wiederholten Malen bereits die Citadelle ihre Geschosse auf die Straßen und Häuser direkt gerichtet hatte. Der Muth der Einwohner war jedoch durch die ihnen drohende Gefahr keineswegs gebrochen. Die Stadt war mit Barricaden und Sprengminen versehen, mit einer starken Besatzung und zahlreichem Geschütz versehen und Alles zum äußersten Widerstand entschlossen.

Vom 3. September ab begannen die Kämpfe, indem 2 neapolitanische und 1 Schweizer Bataillon einen Ausfall aus der Citadelle unternahmen und eine feindliche Batterie eroberten. Nachdem die folgenden Tage unter Plänkeleien verstrichen, erfolgte am 6. der Hauptangriff der aus Reggio herübergekommenen Macht, welche, 6000 Mann stark, sich eine Stunde südwärts der Stadt ausrichtete. Die Schweizer und neapolitanischen Jäger griffen mit großem Unglück die Vorstädte an und eroberten in blutigem Straßenkampfe einen Theil derselben, allein an der die eigentliche Stadt umschließenden Ringmauer brach sich die Kraft der königlichen Truppen und nach heiligem Gefecht, welches sich besonders um das Magdalenenkloster drehte, mußten dieselben zurückweichen. Gleichzeitig war auch ein aus der Citadelle unternommener Ausfall blutig zurückgeschlagen worden.


\(^1\) Die Angaben sind möglicherweise zu niedrig, da sie von einem entschiedenen Anhänger Ferdinands herrühren. (Kriegerische Ereignisse in Italien, I, 340.) Nach Soria (II, 153) hätten die Neapolitaner sogar 3000 Mann verloren.
Keine seiner vielen harten und grausamen Maßregeln hat Ferdinand II. eine solche Verurteilung seitens der öffentlichen Meinung zugezogen, als diese Zerstörung Messinas. Der Name „Re Bomba“, wie ihn seitdem seine Untertanen bezeichneten, blieb an ihm haften und verknüpfte sich auch nach seinem Tode untrennbar mit der Erinnerung an ihn.

Hatte General Filangieri gehofft, durch die Einnahme Messinas die übrigen Städte in Schrecken zu versehen und zur Unterwerfung zu veranlassen, so sah er sich darin getäuscht. Die Sicilianer erkannten wohl, daß sie den Fall Messinas zum Theil selbst verschuldet, indem sie die Vertheidiger faßt ohne Unterstützung ließen — aus Palermo kamen kaum 200 Mann — und sie festen unentwegt den Kampf fort. General Filangieri seinerseits hielt seine Kräfte nicht für ausreichend, um weitere große Unternehmungen zu wagen, und begnügte sich damit, Messina und die nächste Umgebung befest zu halten.

Das einzige erwähnenswerte Ereigniß war die Besetzung des festen Platzes Milazzo durch die Neapolitaner.

In dieser Weise war der September verstrichen, als England und Frankreich, welche nach der Ablehnung der sicilianischen Krone durch den Herzog von Genua die Insel faßt gänzlich ihrem Schicksal überlassen hatten, sich von neuem in das Mittel legten. Unter Vermittlung der Gesandten Rayneval und Napier wurde zu Anfang Oktober ein Waffenstillstand abgeschlossen; eine Demarkationslinie, welche von Cap Tindaro über Noara nach Taormina lief, bezeichnete die Grenzen des neapolitanischen, eine ebenso die über S. Antonio, Pozzo di Gotto, Scaletta die des sicilianischen Gebietes. Das dazwischen liegende Land blieb neutraler Boden.

Durch diesen Vertrag war das Blutvergießen für dieses Jahr beendet und von neuem begann man beiderseits über einen gütlichen Ausgleich zu verhandeln.
II. Abschnitt.

Die französische Republik.

1. Die provisorische Regierung.


Während so die Orléans in haßtiger Flucht ihr Heil suchten, hatte sich in Paris eine „provisorische Regierung“ von elf Volksmännern eigenmächtig eingesetzt. Über die Gesinnungen und Absichten der neuen Behörde herrschte noch die größte Ungewißheit. Man wußte, daß verschiedene seindliche Strömungen ihre Vertreter in das Gouvernement gesandt hatten, und es mußte sich jetzt zeigen, welcher dieser Strömungen die Kraft, die anderen mit sich fortzureißen, innenwohne.

Das Haupt der Regierung war Dupont, ein Mann von Neberzeugungstreue und makellosem Charakter, aber durch die Last der Jahre gebeugt. Ihm zur Seite standen Arago, dann die Repräsentanten der Radikalen, Marie, Cremieux, Garnier-Pagès, Marrast.

Lamartine endlich bildete das Prinzip der Vermittlung zwischen diesen Gruppen. Mit ungewöhnlicher, wenn auch sehr phrasenhafter Bereitsamkeit und persönlichem Muthe begabt, schlagfertig und gewandt, hatte er sich in wenigen Tagen eine außerordentliche Popularität erworben, die allerdings so rasch, als sie gekommen, wieder schwinden sollte, nachdem der unerbittliche Gang der Ereignisse den Beweis erbracht, daß Lamartine zwar ein guter Dichter, aber nie mehr als ein mittelmäßiger Staatsmann war.

So spiegelten sich in der Zusammenfassung der provisorischen Regierung die Parteiverhältnisse wieder. Auf der einen Seite die „blauen“ Republikaner, die Männer der Bourgeoisie, welche nur eine politische Revolution wollten, auf der anderen die Socialisten, die Anhänger des gesellschaftlichen Umsturzes, geringer an Zahl, aber verwegene, thatlustig und geschickt geführt, und zwischen diesen endlich, wie überall auf der Welt, die große Masse der Vermittlenden, der Unentschlossenen und Willenlosen.


Angriffe auf das Privateigenthum fanden nur vereinzelt statt. So wurde zu Suresnes das dem Banquier Salomon Rothschild gehörige, mit Schäfchen und Rostbarfleiten aller Art angefüllte Schloß durch die Einwohnerschaft der umliegenden
Dörfer eingeschert, welche auf diese Weise ihrem übrigens grundlosen Zornen über die Getreidespekulationen Rothschilds Ausdruck gab. Von den königlichen Schlössern traf Neuilly daselbe Schicksal; die übrigen, St. Cloud, Meudon, Chantilly, Rambouillet, wurden durch die Bemühungen der provisorischen Regierung gerettet.


Die ersten Maßregeln der elf Männer waren eine allgemeine politische Amnestie, und die Erklärung gewesen, daß das Vaterland die Kinder der im Kampfe Gefallenen adoptiren und die Republik für die Verwundeten und deren Familien Sorge tragen werde. Es handelte sich jetzt vor allem darum, eine Exekutivgewalt zu schaffen und die Regierung den Uebersätzen und Bedrohungen des „Volkes“ zu entziehen, welches in immer größeren Massen sich um das Stadthaus scharte. Die verhafteten Munizipalgardisten durfte man nicht verwenden; die Nationalgarde war in sich gespalten und von Missbrauchen gegen ihre höheren Führer erfüllt, die Armee gänzlich entmuthigt und der Auflösung nahe.

In dieser schwierigen Lage versel die Regierung auf ein sehr glückliches Mittel, sich eine Truppenmacht zu schaffen. Die „Kinder von Paris“, jene halbwüchsigen Burschen der Straßen, welche bei allen Umstürzen und Revolutionen eine hervorragende Rolle spielten, sollten zu einer „Mobilgarde“ organisiert und in 24 Bataillone eingetheilt werden. Der
General Duivivier erhielt den Oberbefehl über dieses neugeschaffene Corps, dessen Mitglieder einen täglichen Sold von 1½ Franken beziehen sollten, eine Summe von hinreichender Höhe, um große Mengen von Freiwilligen heranziehen.


von Blusenmännern heran. Einem ihrer Führer, einem ge-
wissen Marche, gelang es, sich durch die lebendigen Mauern zu
brängen, welche rings das Gebäude umgaben. Die Flinte in
der Hand, trat er in der höchsten Aufregung in den Sitzungs-
raum der Regierung, in welchem sich zur Zeit Lamartine, Blanc,
Garnier-Pagès, Arago und Marrast befanden, und brachte un-
gestüm die Forderungen der Arbeiter vor. „Bürger! — die
Organisation der Arbeit — das Recht auf Arbeit in einer
Stunde! — das Volk will es! — es wartet. . .!“ Mit
Mühe wurde ihm begreiflich gemacht, daß man nicht in einer
Stunde die Organisation der Arbeit durchführen könne, und er
begnügte sich nun damit, die darauf bezügliche Petition eines
gewissen de Lancy, Redacteur der «Democratie pacifique», vor-
zulegen.

Die Mitglieder der Regierung sahen, daß etwas geschehen
müsse, um die Socialisten zu beruhigen. Es entspann sich eine
sehr erregte Debatte; Louis Blanc suchte seinen Theorien Gel-
tung zu verschaffen, Lamartine und seine Anhänger traten ihm
einwillig entgegen, Garnier-Pagès hielt vom Fenster aus eine
Ansprache an das Volk, um dessen Ungetuhl zu beschwichten.

Das Ergebnis dieser Verhandlungen bildete folgendes zuerst
von Blanc und Garnier-Pagès, dann von sämtlichen elf
Regenten unterzeichnete Schriftstück, das wichtigste und folgen-
schwerste, welches die provisorische Regierung erließ.

„Französische Republik.

Paris, 25. Februar 1848.

Die provisorische Regierung der französischen Re-
publik verpflichtet sich, für die Existenz des Arbeiters
durch seine Arbeit Gewähr zu leisten.

Sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu
garantieren.

Sie erkennt es an, daß sich die Arbeiter mit
einander verbinden müssen, um den rechtmäßigen
Ertrag ihrer Arbeit zu genießen.

Die provisorische Regierung gibt die aus der
Civilliste sässige Million den Arbeitern, welchen sie
gehört.“
Kurz vorher noch hatten Lamartine und seine Genossen erklärt, daß sie das Volk in keiner Weise betrügen, ihm daher auch nichts versprechen wollten, zu dessen Erfüllung sie nicht die feste Absicht bezäßen. Und doch konnte die folgenhafte Bewilligung des Rechtes auf Arbeit, die sie jetzt erklärten, nur einer folchen Regierung ernst sein, die entschlossen war, das gesamte Staatswesen überhaupt in sozialistischem Sinne umzugeben. Ohne eine solche radikale Umwälzung aller Produktionsverhältnisse blieb die „Organisation der Arbeit“ ein Spiel mit den Träumen und Wünschen der Proletarier, ein Spiel, dessen blutiger Ernst sich in den Greueln der Junischlacht offenbaren sollte.

Der Ansturm der Socialisten war jedoch durch diese Bewilligung nicht abgeschlagen. Wenige Stunden später drängte sich eine neue Menge heran; rothe Fahnen flatterten in der Schar, Schüsse krachten, und ein betäubender Lärm, aus welchem deutlich der stürmische Ruf: „Die rothe Fahne! — die rothe Fahne!“ hervortonte, stieg zu dem Stadthausse empor. Lamartine, Garnier-Pagès und Marie waren die einzigen augenscheinlich anwesenden Mitglieder der provisorischen Regierung; die Gefahr drängte — was die Ausrüschung der rothen Fahne bedeutete, konnten sie sich nicht verhehlen. Es war die Absehung der Regierung, die Errichtung der rothen Republik, die Schreckensherrschaft der ersten Revolution. Gelang es nicht, die Maffen zu beruhigen, zu zerstreuen, so waren die Folgen unberechenbar.

In diesem kritischen Augenblicke zeigte Lamartine eine Haltung, welche manche seiner späteren Schwächen und Fehler auszulösen vermochten. Während Garnier-Pagès von einem Fenster aus ohne sonderlichen Erfolg zu der Menge sprach, stieg Lamartine zu den bewaffneten Scharen herab, aus deren Mitte ihm unablößig der Ruf nach der rothen Fahne entgegenging. Raum gelang es ihm Anfangs, sich verständlich zu machen, allein bald drang seine Stimme siegreich durch; der Lärm verstummte, Alles hing gespannt an den Lippen des Dichters, dessen große Rednergabe heute einen ihrer größten Triumphe feierte. „Bis zum Tode“, schloß er seine Anrufung, „werde ich dieses blutige Banner von mir stoßen, und ihr müßtet es noch mehr verab-
Der 26. Februar.

sehen als ich! — Die rothe Fahne, die ihr uns bringt, hat, durch das Blut des Volkes geschleift, 91 und 93 den Weg um das Marsfeld gemacht, die Tricolore aber hat die Welt durchzogen, mit dem Namen, dem Ruhme, der Freiheit des Vaterlandes!"

Die Wirkung dieser zündenden Worte war eine große; ein stürmischer Enthusiasmus erfaßte das heisblütige Volk, die rothen Fahnen verschwanden und fielen zerrissen auf das Pflaster, der Ruf: „es lebe die Republik!“ — „es lebe die provisorische Regierung!“ ertönte von allen Seiten. Die Gefahr war beschwert.

In Folge dieses Vorfalles erließ die Regierung unverzüglich Verordnungen, in welchen die dreifarbig rothe Fahne mit der Inschrift „Französische Republik“ zum Nationalbanner erklärt und der gallische Hahn als das Wappenstrein Frankreichs bezeichnet wurde.


Brüderlichkeit" hinzugefügt wurden, sollte die Cocarde tragen. Außerdem erschien ein neuer Aufruf an das unten harrende Volk. Die Eingangsätze dieses ziemlich nichtsagenenden Manifes tes lauteten, wie folgt: "Das Königthum, unter welcher Form es auch auftreten mag, ist abgeschafft. Kein Legitimismus, kein Bonapartismus, keine Regentenchaft mehr! Die provisorische Regierung hat alle erforderlichen Maßregeln getroffen, um die Wiederkehr der alten oder die Ankunft einer neuen Dynastie unmöglich zu machen."

Louis Napoleon war um diese Zeit bereits auf dem Wege nach Paris begriffen. Bald darauf erließ die Regierung gemäß der Anerkennung des "Rechtes auf Arbeit" und der Nothwendigkeit der "Organisation der Arbeit" folgende inhaltsschwere Verordnung:

"Im Namen des französischen Volkes! Die provisorische Regierung der Republik verordnet die unverzügliche Er richtung von National-Werkstätten. Der Minister der öffentlichen Arbeiten (Marie nicht L. Blanc) ist mit der Voll ziehung des gegenwärtigen Befehles beauftragt.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung."

Diese Maßregel war, wie Garnier-Pagès versichert, "weder der Ausfluß eines machiavellistischen Gedankens, noch einer socialistischen Theorie, sondern entsprang dem Drange der Verhältnisse, welcher kein Zögern und keinen Aushub gestattete", und es ist wohl anzunehmen, daß die nicht communistisch geneinnten Mitglieder der Regierung ohne verraßerische Hintergedanken den Aufruf unterzeichneten. Allein jedenfalls waren sie sich der Tragweite ihrer Handlungen nicht ganz klar, erwogen sie nicht, daß die — später plötzlich erfolgte — Ausschließlich der Werkstätten eine offenebare Rechtsverletzung in sich schließen mußte, und mithin nur eine solche Regierung, der es wirklich mit der Organisierung der Arbeit ernst war, dieselbe in Angriff nehmen durfte.

Es sei schon hier erwähnt, daß in den ersten Wochen tagen des März die Errichtung der Werkstätten unter Vermittlung eines gewissen Thomas begann. Die Abficht, nur die in Paris befindlichen Arbeiter zuzulassen, mußte bald als undurchführbar
Die Nationalwerkstätten.


An die Einführung der öffentlichen Arbeitsstellen schloß sich eine von Lamartine beifürwortete, mit höchstem Enthusiasmus begrüßte Maßregel an, die Abschaffung der Todesstrafe, ein neuer Beleg, daß die zweite Republik nicht die Bahnen der ersten zu wandeln beabsichtigte. Nach dem Willen der äußersten Radikalen, welche bereits die Guillotine wieder aufgerichtet sahen, war dieser Entschluß allerdings nicht. Louis Blanc hatte sich am 25., an welchem Tage Lamartine zuerst seinen Gedanken geäußert, demselben heftig widerseht, am nächsten Tage aber nachgegeben.

Mit der Todesstrafe wurde auch der Eid in politischen Dingen verbannt. Es schien, als ob ein Borgefühl die Regierung jenen Meinend ahnen lasse, durch welchen sich drei Jahre später der Mann des 2. December auf den Thron schwang.


Denis Affre, an der Spitze, schloß sich dem Borgange des Militärs an. Die Führer der constitutionellen Gruppen in der zer sprengten Deputiertenkammer, Dillon Barrot, Thiers, Duvergier de Hauranne, RémiJat, Malleville u. a., erklärten sich bereit, die Regierung zu unterstützen. Was die Prätendenten betraf, so sahen deren Anhänger wohl ein, daß ein offener Widerstand gegen den Gang der Ereignisse unthunlich sei. Schon am 25. Februar schrieb Berrier, der Wortführer des Legitimismus, an seine Wähler in Marseille, daß es sich vor Allem darum handele, die provisorische Regierung zu halten, und der Prinz von Polignac, der Sohn des Ministers Carl X., trat freiwillig in ein Bataillon der Mobilgarde ein. Noch größeren Eifer entfalteten die Bonapartisten. Der letzte lebende Bruder des großen Corser, Jérôme Bonaparte, dann Napoleon und der Sohn Lucians, Pierre Napoleon, versicherten die Regierung ihrer Ergebenheit. Das bedeutsamste dieser Schreiben aber war dasjenige, welches Louis Napoleon, der Kaiser der Zukunft, an die Volksmänner richtete.

"Das Volk von Paris hat durch seinen Heldenmut die letzten Spuren der fremden Invasion getilgt. Ich eile aus meinem Exil herbei, um mich unter das hohe entrollte Banner der Republik zu stellen.

Ohne einen andern Ehrgeiz, als den, meinem Vaterlande zu dienen, kündige ich den Mitgliedern der provisorischen Regierung meine Ankunft an und versichere sie meiner Unabhängigkeit an die von ihnen vertretene Sache, wie meiner Sympathieen für ihre persönlichen Eigenschaften.

Empfangen Sie die Versicherung dieser Gefühle.
Paris, den 29. Februar 1848.
Louis Napoleon Bonaparte."

Der Aufenthalt Napoleons in Paris war nicht von langer Dauer. Die provisorische Regierung, welche fürchtete, daß aus seiner Anwesenheit in der Hauptstadt neue Verwickelungen entstehen möchten, forberte ihn auf, sich auf das Land zurückzuziehen, ein Befehl, welchem der Prinz unverzüglich Folge leistete.


Der Gedanke eines solchen Ministeriums entstammte, wie nicht anders zu erwarten, Louis Blanc, welcher mit großem Eifer für die Verwirklichung desselben eintrat. Seine Collegeen widerstanden; es entflammte eine heftige Debatte, zu deren Schlüsse der Socialistenführer seine Abstimmung, zu bemissioniren, aussprach. Ein solcher Schritt, der eine völlige Spaltung der Regierung, die Aufhebung ihrer Autorität bedeutete, mußte unter allen Umständen verhindert werden. Man suchte L. Blanc zu versöhnen und schlug ihm vor, eine Commission zur Untersuchung aller auf die Arbeit und die Arbeiter bezüglichen Fragen einzusetzen, deren Vorstand er führen solle. Louis Blanc erklärte sich damit einverstanden, ging hinab und beruhigte die Arbeiter, welche unter Abschlagung der Marschallaise sich entsetzten.


Die Stellung Frankreichs dem Auslande gegenüber wurde durch ein Circular an die Gesandten präzisiert, welches, von Lamartine als Minister des Auswärtigen verfaßt, am 5. März im „Moniteur“ erschien. Das langatmige, in einem der Diplomatie ungewohnten Pathos geschriebene Schriftstück erregte großes Aufsehen. Sein Inhalt besagte in kurzen Worten, daß die französische Republik sich zwar nicht mehr an die Verträge von 1815 gebunden erachte, aber bemüht sei, den Frieden mit allen Nachbarstaaten zu erhalten. „Der Ruhm verblendet den Patriotismus. Der Glanz eines siegreckönten Namens verhüllt den Angriff auf die Souveränität des Volkes. Die Republik will den Ruhm — ohne Zweifel, — aber sie will ihn für sich selbst, nicht für einen Cäsar oder Napoleon!“
II. Abschnitt. Die französische Republik.


Die Klubs.


Jedes Arrondissement hatte seinen eigenen Verein; die in Paris lebenden Deutschen, Polen, Italiener und Belgier schlossen sich zu Klubs zusammen.

Die Gesamtzahl aller dieser Verbindungen stieg rasch von 150 — dies war ihr Stand zu Ende März — bis auf das Doppelte.

Diese vielsältig untereinander gespaltenen und sich gegenseitig befehdenden Klubs waren das Heer, über welches L. Blanc und seine Genossen beherrschten. Die Führer der Socialisten wüßten es, daß hinter diesen Vereinen die große Masse des „Volkes“, die Blusenmänner und Proletarier standen, und waren entschlossen, ihre Macht auszunehmen.


Unter diesen Umständen stellte die sozialistische Partei eine überraschende und auf den ersten Blick befremdende Forderung auf. Sie verlangte die Verschiebung der Wahlen zu der Nationalversammlung. Blanqui, Barbès und die jüngsten Communisten-häupter wüßten sehr wohl, daß die Provinzen — von einzelnen großen Fabriksstädten abgesehen — ihren Lehren unzugänglich waren, und mithin die Mehrzahl des neuen Parlamentes eine ablehnende Haltung gegen den Communismus einnehmen werde. Es galt mithin, die Zeit bis zum Zusammentritte jener Versammlung zu benutzen. Die provisorische Regierung war keine legale Behörde; man mußte versuchen, sie zu terrorisieren oder,
wenn sie fest bleiben sollte, durch ein neues revolutionäres Directorium zu ersetzen.


Thatsächlich besorgten die Commissäre die Instructionen allerdings nicht, sondern traten überall mit großer Vorsicht und Schonung auf, aber der Anstoß zu einer heftigen Zeitungsfehde und einer allgemeinen Aufregung war gegeben. Die Regierung selbst beschloß, bei Gelegenheit eine beruhigende Aufforderung zu verbreiten und in Zukunft wichtige Erlass nur in gemeinsamer Beratung zu beschließen.

und Pfeifen empfangen; selbst der Commandeur der Bürgerwehr, General Courtais, vermochte erst nach langen Bemühungen zum Worte zu kommen und die Versammelten aufzufordern, eine Deputation in das Stadthaus zu schicken. Dies geschah; in einer längeren Rede hielt Arago den Abgeordneten der Bürgerwehr die Gefahren vor, die sich aus solchen Demonstrationen entwickeln müßten, und versicherte sie der besten Absichten der Regierung. Seine Worte machten Eindruck; die Deputation zog sich, nachdem der Sekretär der Regierung, Paquerre, ihr noch einige beruhigende Auslärungen gegeben hatte, zurück, die Compagnien zerstreuten sich, die Gefahr war für diesen Tag abgewandt.

Allein für den nächsten Morgen war — unter dem Vorwande einer Gegenmanifestation — eine allgemeine Arbeiterkundgebung angefegt, deren Folgen unberechenbar sein mußten. Durch Anwendung der Gewalt konnte die provisorische Regierung sich nicht zu schützen hoffen; die Nationalgarde war, wenn auch für den Augenblick beruhigt, doch ganz unzuverlässig, die Mobilgarde im Entstehen begriffen und größtenheils aus dem Arbeiterstande entnommen, die Zahl der Linientruppen sehr gering. Gelang es den Klubs, die großen Massen des Volkes gegen die Regierung zu führen, so war deren Fall unvermeidlich. Eine Commission von dreißig Individuen hatte die Leitung der Demonstration in die Hand genommen und trat am 17., Morgens 9 Uhr, zusammen. Bald füllten sich die Straßen mit Arbeitermassen, immer neue Schaaren strömten herzu, die große Allee der Champs-Élysées bedeckte sich mit einer Menge von mehr als 150 000 Menschen. Gegen 11 Uhr setzte sich die ganze Masse, in Reihen geordnet, nach dem Stadthause in Marsch. Die Haltung der Versammelten war eine ruhige und friedfertige, allein an der Spitze des Zuges, denselben führend und leitend, zogen, 4—5000 Mann stark, die Klubbisten, Blanqui und Genossen als Führer voran, und geleiteten den Ausschuß der Dreißig bis zu dem Regierungsgebäude. Die Abordnung wurde vorgelassen und verlas eine Adresse, in welcher sie die Entfernung der Truppen, die Verschiebung der Wahlen zur Nationalgarde bis zum 5. April, der zur Nationalversamm-
lungen bis zum 31. Mai forderte und mit einer ziemlich unverhüllten Drohung schloß.


Der 16. April.

51

besehen, Patrouillen durch die Straßen ziehen zu lassen u. dgl., allein die Entscheidung des Tages lag darin, ob die Nationalgarde die Regierung unterstüzen oder den Dingen ihren Lauf lassen werde. In aller Eile schaffte man noch die Salzsteuer ab, um das Volk günstig zu stimmen, und sah dann den Eignissen entgegen.


Kurz nach vier Uhr begaben sich Dupont, Marie, Crémiere, Carnot, Carnier-Pagès, Bethmont, Pagnère u. a., welche im


2.

Die Nationalversammlung.

Drei Tage nach diesem Feste, am Ostersonntag, begannen die Wahlen zur Nationalversammlung. Sämtliche Parteien hatten eifrig gearbeitet, um die Ausführung des Volkswillens zu beeinflussen. Es hatten sich, wie bereits erwähnt, verschiedene Wahlcomitês gebildet, Emisäre reisten in den Provinzen umher, und die von der Regierung eingeseigten Departements-


Bolksvertretern, welche sich nicht offen zu der Fahne der Napoleoniden oder Bourbonz befanden, gab es manche, deren republikanische Überzeugung keine unerschütterliche war.


Der große Vorprung, welchen die Franzosen vermöge ihrer längeren Erfahrung vor den anderen Nationen auf dem Gebiete des politischen Lebens bejaßen, trat in den Eingangsverhandlungen ihrer Nationalversammlung besonders klar zu Tage. Von dem allgemeinen Wirrwarr, den unnützen Interpellationen und Anträgen, den unfruchtbaren theoretischen Erörterungen, mit welchen die deutschen Volksvertretungen ihre Zeit verloren, war
Die Gründung der Versammlung.

wenig oder nichts zu finden. Ohne Zeitverlust und Abweichungen wurden die schwebenden Fragen in Angriff genommen und in einer Zeit erledigt, in welcher das Frankfurter Parlament beispielweise kaum über die ersten allgemeinen Erörterungen hinausgekommen wäre.


Es folgten die übrigen Mitglieder der provisorischen Regierung und sonstigen Persönlichkeiten, welche als Minister u. j. w. ein besonderes Amt verwalteten hatten, um der Versammlung die Resultate ihrer speziellen Tätigkeit vorzulegen. Flocon, Albert, Marraff, Lebru-Rollin, Garnier-Pagès, Crémieux, Carnot, L. Blanc, Arago, Marie, Bethmont bestiegen nach einander die Tribüne. Die Versammlung zeigte sich von sämtlichen Ausführungen befriedigt und sprach sich am 8. Mai beinahe einstimmig — nur der Socialisten Barbès und drei Genossen schlossen sich nicht an — dahin aus, „daß die provisorische Regierung sich wohl um das Vaterland verdient gemacht habe“.

Damit waren Lamartine und seine Kollegen von der schweren Verantwortung befreit, welche ein Vierteljahr auf ihnen gelastet. Die legitime Behörde war jetzt die Nationalversammlung, und es fragte sich nur, in welcher Weise dieselbe am zweckmäßigsten ihre Herrschaft ausüben solle.


Die Communisten konnten sich keinen Illusionen über die Behandlung hingeben, die sie von Seiten der Nationalversammung zu gewährtigen hatten. Bei der Zusammensetzung der Regierung hatte man sie nicht berücksichtigt; ihre Anträge, so namentlich die Forderung eines „Fortschrittsministeriums“, welche Louis Blanc am 10. Mai ausprach, wurden faß einstimig zurückgewiesen.

Unter diesen Umständen wurde die Mißstimmung unter den Anhängern L. Blancs immer größer. Von einem großen Eintrachtstage, welches auf den 11. Mai angezagt war, hielten sie sich demonstrativ fern, und bald konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Häupter der Klubs einen
gewalttätigen Handstreich gegen die Nationalversammlung im Schilde führten.


Die Nacht verging ruhig und noch in den ersten Morgenstunden des 15. zeigte Paris keine ungewöhnliche Bewegung. Allein von 9 Uhr ab begannen sich die Straßen zu füllen, die Führer der Klubs erschienen aus dem zum Sammelpunkt ausgerufenen Baßilikenplatz, die kommunistischen Gesellschaften, die


Die fehlerhaften Anordnungen de Courtais' machten sich jetzt immer mehr spürbar. Die einzelnen Abtteilungen der Bürgerwehr marschirten planlos nach verschiedenen Punkten; andere blieben, auf bestimmte Befehle wartend, unthätig stehen, und die Verwirrung erreichte einen solchen Grad, daß der wichtigste Punkt, die Brücke an der Place de la Concorde, völlig unbejept blieb, obwohl die erste und später die vierte Legion allerdings sehr unbestimmte Befehle erhalten hatten, sich hier aufzustellen.

Ungehindert bewegten sich die Manifestanten inzwischen immer weiter vorwärts, bereits mit der ausgeprochenen Absicht, in die Nationalversammlung einzudringen. Vergebens warf sich ihnen Courtais persönlich entgegen; man ließ ihn nicht zu Worte kommen, schoß ihn zur Seite und drängte nach der Ein-
trächtige Brücke, woselbst nur einige Hundert National- und Mobil-
garden den Zugang zu dem Palais Bourbon bewachten. Die
erste Legion, welche diesen wichtigsten Punkt innehalt, sollte,
stand inzwischen, auf bestimmte Befehle wartend, seit dem
Morgen an der Mairie des ersten Bezirks. Ihr Commandeur
de Tracy, hatte die Anordnungen Courtais' vom vorhergehen-
den Abend falsch aufgefaßt.

Die schwache Besatzung der Brücke machte, durch das Be-
nehmen des Generals entmuthigt, Platz und ließ die anströ-
menden Maffen sich bis an die Mauren des Palais Bourbon
wälzen, woselbst, als einzige verfügbare Truppe, ein Bataillon
Mobilgarde stand. Allein die Haltung dieser jungen Mann-
schaft war eine schwankende; sie weigerte sich, das Bajonett
aufzupflanzen, und während man noch die Zeit mit fruchtblo-
sen Verhandlungen vergebend, erschienen bereits die Manisfestanten
am Eingange. Noch hoffte Courtais, den Anruf der Menge
zu bannen, indem er eine Deputation von fünfzig bis sechzig
Personen, Raspail und Blanqui an der Spitze, selbst in das
Innere hereinführe, allein es war zu spät. Von allen Seiten
drang die Maffen ungestüm ein; vergebens verfuchte Lamart-
tine, wie es ihm schon mehrmals geglückt, durch seine Redner-
gabe die Volkswuth zu bändigen. Er mußte das Sinken seiner
Popularität schmerzlich erfahren; der Ruf: „Tod dem Lamart-
tine!“ schloß ihm entgegen, er vermochte nicht zu Worte zu
kommen.

In der Versammlung standen Interpellationen über die
Lage Polens und Italiens auf der Tagesordnung. Es befand
sich eben der Deputirte Wolowski auf der Tribüne, als ver-
worrenes Geschrei das Nahren des Volkes ankündigte und gleich
darauf die ersten Insurgentenhaufen unter Hochrufen auf Polen
in die Kammer einbrangen. Noch verfuchte Wolowski, durch
Juruje seiner Collegen entmuthigt, seine Rede fortzusetzen, allein
halb zwang ihn das zunehmende Getöse, abzubrechen. Seine
Worte, wie die Verfuche des Präsidenten, Ordnung zu schaffen,
verhallten spurlos in dem zunehmenden Lärme.

Binnen Kurzem bot die französische Volksvertretung dasfelbe
Bild, wie es am 24. Februar die Abgeordnetenkammer in ihrer
Der 15. Mai.

lesten Sitzung gezeigt hatte. Lobende Volksmassen, die Sozia- 
listensführer an der Spitze, erfüllten den Saal, die Deputirten 
beideite drängend und niederfließend. Mit Mühe war es L. 
Blanc, von welchem der Präsident einen Versuch zur Wieder- 
erstellung der Ordnung erhoffte, gelungen, zu Worte zu kom- 
men. Allein seine Ausführungen vermehrten nur die bereits 
herrschende Anarchie, da er die Verlesung der von dem Volke 
mitgebrachten Manifestation forderte. In der That bestieg der 
Socialist Raspail, welcher dem Parlamente nicht einmal als 
Mitglied angehörte, die Tribüne und verlas eine Petition, in 
welcher die Wiederherstellung Polens, auf friedlichem oder auf 
gewaltsamem Wege, gefordert wurde.

Die Unordnung wurde jetzt immer größer, Varèse und 
Blanqui sprachen von den Tribünen zu den Massen, während 
es Ledru-Rollin, welcher zur Besonnenheit mahnte, nicht gelang, 
mit seiner Stimme durchzudringen. Bergeblieb suchten einige 
Socialistenführer selbst, Raspail u. a., Ordnung in das Chaos 
zu bringen, die Aufregung war so weit gedeihen, daß Varèse 
von der Tribüne die Forderung aus sprechen konnte, die Trup- 
pen aus Paris zu entfernen und die Volksvertreter, wenn sie 
fich weigerten, dies zu beschließen, für Vaterlandsverräter zu 
klären. In dieser Weise ging der Tumult weiter; während 
von Außen bereits der Trommelwirbel der anrückenden Truppen 
hereinsholl, steigerten sich im Innern die Wuth und Verwir- 
rung immer mehr, bis endlich der planlose Auftritt damit seinen 
Gipfelpunkt erreichte, daß der Kommunist Huber unter allseit- 
tigem Beifallsgeschrei die Nationalversammlung für aufgelöst 
erklärte.

Der Präsident und zahlreiche Mitglieder verließen nunmehr, 
thätlich bedroht und beschimpft, das Haus, nachdem das Parla- 
ment nahezu drei Stunden den Aufführungsversuchen des Volkes 
Widerstand geleistet hatte. Die Socialisten glaubten bereits 
völlig gesiegt zu haben. Während große Volksmengen in dem 
Palais Bourbon sich umherdrängten, die Klubführer im Triumph 
durch den Saal trugen und eine rothe Fahne entfalteten, eilten 
Varèse und Albert, um, wie es drei Monate zuvor Lamartine 
gethan, hier eine neue Regierung auszurufen, während sich ein
gewisser Quentin nach dem Luxemburg, Sobrier nach dem Ministerium des Innern, Chancel nach der Direction der Posten begaben.


Ebenso wurden von den übrigen Führern des Aufstandes Sobrier, Quentin, Raspail und Blanqui — letzterer erst nach 14 Tagen — festgenommen, während es Huber, Chancel und einigen Anderen glückte, zu entfliehen. Gegen 7 Uhr Abends war der Putsch der Kommunisten, obgleich ihn ein so außer ordentliches Glück begünstigt hatte, völlig niedergeschlagen. Zahlen reiche Häuser waren festlich beleuchtet, Nationalgarben zogen unter dem Rufe: „Nieder mit den Kommunisten!“ durch die
Der 15. Mai.

Strassen, zersprengten den Klub Blanquis und verfolgten die ihnen verdächtig erscheinenden Persönlichkeiten. Die Nationalversammlung hatte sich in Permanenz erklärt; sie gab Befehl, General Courtais in Anfallszustand zu versehen und entlief ihn, welchem bereits früher seine eigenen Nationalgarde Säbel und Epaulettes weggerissen hatten, seiner Stellung als Chef der Bürgerwehr. Clement Thomas trat an die Stelle des Generals, dessen Unfähigkeit an diesem Tage nahezu den Verdacht des Verathes erweckt hatte.

Zu denjenigen, welche am schwersten die Folgen des Tages empfanden, gehörte L. Blanc. Er hatte allerdings an der Manifestation keinen Theil genommen; allein man wußte wohl, welchen Einfluß er und seine Theorien auf die Arbeiter besaßen. In den Wandelgängen warf sich ein Haufen Nationalgarde auf ihn, schlug und beschimpfte ihn und bedrohte ihn mit dem Tode, und als er darauffin in der Versammlung selbst zu sprechen versuchte, vergaß diese, die bisher an diesem Tage ihre Würde so ziemlich gewahrt hatte, sich so weit, daß sie ihn niederschrie, mit Beschimpfungen überschüttete und zwang, die Tribüne zu verlassen.


Die Regierung hatte einen vollen Sieg errungen, aber die Ursache der Unzufriedenheit bestand nach wie vor fort.


Was sollte man nun mit diesen unermüdlichen Arbeitskräften beginnen? Niemand wußte es — weder die Arbeitercommission im Palais Luxemburg, noch der Director der Werksstätten, Thomas, an allerwenigsten aber die Regierung selbst. Unternehmungen, wie sie der Größe der vorhandenen Arbeitskräfte entsprachen, etwa das Graben von Kanälen, die Errichtung von Eisenbahnen, das Austrocknen der Sümpfe, ließen sich nicht aus dem Aermel schütteln, sondern erforderten mühsame und zeitraubende Vorbereitungen und nicht zum wenigsten auch Geld. Zudem hätte man zu solchem Zwecke die Arbeiter aus Paris entfernen müssen,
wogegen diese und ihre Führer sich auf das Entschiedenste sträubten. Endlich hatte die Revolution gerade eine Menge Arbeiter der Luxusindustrieeen, welche schweren Arbeiten nicht gewachsen waren, brotlos gemacht.

So sah sich die Regierung genötigt, die mißvergnügten Arbeiterchaaren durch die unnützsten und kleinsichtigen Beschäftigungen hinzuhalten. Die auf den Boulevards während der Februar-Tage umgerissenen Bäume wurden weggeschafft; einige Wege ausgebessert, Steine aus den Schifflahrtsstraßen gebaggert, Dammbauten ausgeführt und dgl. mehr. Aber auch hierfür reichten die Geldmittel nicht aus. Um den Solid von zwei Franken, den der Arbeiter täglich erhielt, herabzusetzen, versuchte man auf einen Ausweg, der in schlagender Weise die ungläubliche Kurzfäsigkeit der Regierung bewies. Man beschloß, die einzelnen Arbeiter nur jeweils an einzelnen Tagen der Woche zu beschäftigen, den inzwischen Feiern den aber einen „Ruhesold“ von einem Franc täglich zu gewähren. Hatte man gehofft, dadurch die Zahl der von Staate zu Unterhaltenden zu vermindern, so sah man sich schwer getäuscht. Die Aussicht, bei völligem Müßiggange wenigstens so viel täglich zu erhalten, als zur Befreiung der notwendigsten Lebensbedürfnisse erforderlich war, lockte immer neue Massen und gerade aus den Hefen der Gesellschaft herbei, während die wirklichen Arbeiter den Ruhesold als ein Almosen ansehen mußten, das zudem kärlich genug sie kaum vor dem Hunger schützte und ihren Groß gegen die Regierung noch mehrte. Gewartet wurde in den Werkstätten so gut wie gar nicht mehr; die Arbeiter standen in Gruppen umher, politisirten oder hörten auf die aufreizenden Reden der von den radicalen Klubs entstandenen Agitatoren; andere zogen mit Hacke und Schaufel durch die Straßen, beTHEILIGTEN SICH AN DEN TUMULTEN UND ZAHLREICHEN DEMONSTRATIONEN UND NAMENTLICH AN DEM PFLANZEN DER FREIHEITSBÄUME, EINER SICH JAß TÄGIDLICHER WIEDERHOLENDEN FEIER.

Es wäre ungerecht, den Arbeitern selbst hieraus einen Vorrang zu machen. Von der Regierung ohne genügende Beschäftigung gelassen, ja geradezu zum Müßiggang gezwungen, wurden sie allmählich völlig der Arbeit entfremdet und um so

_Einleitung_
leichter den Einflüssen der socialistischen Lehren zugänglich. Auch
der Socialismus selbst kann für die Mißwirtschaft der Nationalwerkstätten nicht verantwortlich gemacht werden, da die Ver-
waltung derselben durch die antisocialistische Regierung erfolgte.
Die Nationalwerkstätten waren nichts weniger als eine socia-
listische Einrichtung; sie waren ein ohnmächtiger Versuch der
liberalen Regierung, ihr im Orange der Umstände gegebenes Bervi-
perchen der „Organisation der Arbeit“ wenigstens scheinbar zu
erfüllen. Die Regierung hatte etwas gelobt, was sie nie ernstlich zu halten gewillt war; sie allein traf die Schulden an
dem ganzen versehlten Unternehmen; mochte ihr Vertreter Emile
Thomas sich auch in Monceaux die größte Mühe geben, Direc-
toren, Unterdirektoren, Kassierer und Inspektoren ernennen, die
Arbeiter in „Escouaden“, Brigaden, Compagnien und „Services“
einbeziehen, militärische Appelle einführen und strenge Strafen
festsetzen, das Chaos wurde immer größer und kein Ende ab-
zusehen. In der zweiten Hälfte des Mai überstieg die Summe, die
täglich in den Nationalwerkstätten aufging, 100 000 Fr. 

Das Executivcomité hatte seit dem 15. Mai eine schwierige
Stellung. Waren die Monarchisten und Socialrevolutionäre
ihn schon von Hause aus feindlich gesinnt, so hatte es durch
seine Schwäche an jenem Tage auch das Vertrauen der gemäßigten
Republikaner, und damit den letzten Halt verloren. Was sollte
es der Gefahr gegenüber beginnen, welche aus den National-
werkstätten ihm erwuchs und von Tag zu Tag an Schrecken
zunahm? Unerwarteter Weise faßte die Regierung, welche am
17. Mai einen Ausschütt zur Prüfung der Sachlage eingesetzt,
am 3. Juni in einem Ministerrath einen Entschluß von jener
übertriebenen und rafch verslackernden Energie, wie sie gerade
schwache Naturen in der Gefahr oft zu entwickeln pflegen. An
Stelle des Laglohnes sollte die Stückarbeit eingeführt, jähm-
liche nicht seit einem halben Jahre in Paris wohnhaften Arbeiter
entfernt, die Arbeiter zwischen achtzehn und fünfundzwanzig
Jahren in das Militär gesteckt werden. Jeder Arbeiter, dem
ein Handwerksmeister Beschäftigung bot, sollte verpflichtet sein,
dieselbe anzunehmen. Den nach einer solchen Säuberung der
Werkstätten übrig bleibenden Theil der Arbeiter wollte man in
Thomas.

Brigaden theilen und in der Provinz, vornehmlich in der Gegend von Lyon, verwenden.

Daß Thomas, der Director der Nationalwerksstätten, einen solchen Entschluß nicht billigten würde, war vorauszusehen. Schon am nächsten Tage erschien er bei dem Minister der öffentlichen Arbeiten, Trélaut, und beschwor ihn, die Ausführung der beschlossenen Maßregeln zu verschieben. Allein die Regierung war gemütt zu handeln und entledigte sich des unbequemen Ratgeber, indem sie ihn am Abend des 25. Mai ohne weitere Skrupeln mit jünftem Zuwange in die Provinz schickte. Thomas wurde um 9 Uhr Abends in das Cabinet Trélauts gerufen und erhielt von ihm den Auftrag, sich unverzüglich nach Bordeaux zur Befichtigung der dortigen Kanalarbeiten zu begeben. Auf seine Weigerung wurde ihm angedeutet, daß man nöthigenfalls Gewalt anwenden werde. Thomas mußte sich fügen; er wurde von dem Minister höflich bis an die Thüre geleitet, bestieg in Gesellschaft zweier Agenten einen Wagen und fuhr ab. Die Regierung in Bordeaux hatte zuerst Befehl, ihn bei seiner Ankunft zu verhaften, ließ ihn aber dann, da Gegenbefehl eintraf, auf freiem Füße.

In den Nationalwerksstätten zu Monceaux entstand begreiflicherweise eine große Aufregung, als die Nachricht von dem Handstreich gegen den Director eintraf. Trélaut, welcher sich am nächsten Tage zu den Arbeitern hinauswagte, mußte stundenlang mit ihnen verhandeln, um nur einen ruhigen Rückzug antreten zu können, und zu der am gleichen Abend erfolgten Einführung des neuen Directors Balacne schien die Aufbietung einer Truppenmacht von vier Bataillonen nothwendig.

Die beschlossenen Reformen einzuführen, wagte die Regierung jedoch nicht. Das Verhältniß zwischen den Arbeitern und dem Executivcomité war bereits ein so gespanntes, daß derartige Verordnungen unzweifelhaft eine blutige Lösung der Frage herbeiführen mußten. So schleppte man sich denn von Tag zu Tag hin; man sah die drohende Gefahr vor Augen, man mußte, daß sie unvermeidlich war, und wagte es doch nicht, ihr entgegenzutreten.

Und wie um die Verwirrung noch zu vermehren, betrat in den letzten Stunden vor dem Entscheidungskampfe der rothen
II. Abschnitt. Die französische Republik.

und blauen Republik ein neuer Streiter den Schauplatz. Der Bonapartismus war zu neuern Leben erwacht.


Der Prinz hatte sich ohne Widerrede wieder nach London eingeschiffet und war auch ruhig dort geblieben, als bereits drei seiner Vettern, die Söhne Lucians, Murats und JeromeS von
Die Anhänger, Faustin-Persigny, Perrère, dann Laithy, Clavel u. a. jüngsten indessen eifrig die Wühlarbeit für ihn fort. Mit dem Socialismus waren sie eng liiert, unterhielten aber auch zu den clericalen Kreisen Beziehungen und bereiteten, von einer großen Anzahl Zeitungen unterstützt, der Regierung immer wachsende Schwierigkeiten.


Allein schon der nächste Tag sollte der Regierung zeigen, wie wenig sie sich auf das schwankende und unentschlossene Parlament stützen konnte. Zu Beginn der Sitzung des 13. führte Jules Favre aus, daß die Zulassung des in der Charente und an anderen Orten gewählten Prinzen ein Akt der Billigkeit und Gerechtigkeit sei und überzeugte die Versammlung vollständig, so daß sie, der Einsprache Ledru-Rollins ungeachtet, die Zulassung Napoleons beschied. Schon am folgenden Tage traf darauf hin folgendes Schreiben des Prinzen aus Baden ein:

„Herr Präsident!

Mit diesem Briege hatte der Prätendent etwas zu voreilig seine geheimsten Pläne verrathen; denn die Prase von den Pflichten, die das Volk ihm auferlegen konnte, konnte gar nicht mißverstanden werden und außerdem war das Wort „Republik“ in dem ganzen Schreiben sorgfam vermieden. Die Nationalversammlung geieth in große Erregung und würde ohne Zweifel abermals die Bervannung des Prinzen beschlossen haben, hätte die Regierung die Gelegenheit benutzt, um so mehr, da bereits einzelne Haufen vor den Tuilerien die Einziehung Napoleons als ersten Consul verlangten.

Allein während man noch striitt, traf am 16. Mittags ein neues Schreiben aus London ein. Zu allgemeinem Erstaunen legte Louis Napoleon darin, da „wider seinen Wollen seine Wahl die Unordnung begünstige“, mit lebhaftem Bedauern seine vier Mandate nieder. Damit schien die Angelegenheit für das Erste erledigt; denn nur die Wenigsten ahnten, was der Prinz mit seinem Schritte beabsichtigte, die Wenigsten erkannten, daß er die große Sache bejaß, aus sich warten zu lassen, um der Entwickelung der Dinge ruhig zuzusehen.


Allerdings bewilligte noch am 19. Juni das Parlament die geforderten drei Millonen für die Werkstätten, allein die Ausführung des entscheidenden Schläges stand bereits nahe bevor. Am 22. Juni brachte der „Moniteur“ einen Erlass der Regie-
runung, wonach die Arbeiter zwischen 18 und 25 Jahren zu dem Heere abgehen, die übrigen in einzelnen Brigaden nach den Provinzen geschickt werden sollten. Die Ablösung der Werkstätten war darin thatfächlich ausgesprochen und der Hoffnung Ausdruck gegeben, die Arbeiter würden, dank ihrer Vernunft und Vaterlandsliebe, die Notwendigkeit der Maßregel begreifen. Valance, der Director der Werkstätten, begann unverzüglich Schritte zur Ausführung dieser Befehle zu thun. Damit war das Zeichen zum Beginnen des greuelvollen Straßenkampfes gegeben, welchen die Geschichte kennt.

3.

Die Junischenlacht.


Ein unheimliches Leben durchwogte die Straßen von Paris: dichte Scharen durchzogen die Vorstadt-Biertel und staunten sich in der Rue St. Honoré, auf dem Grèveplaze und an anderen Punkten. Die socialistischen Blätter legten den letzten Rest von Mäßigung ab und verkündeten in wuthersüblichen Artikeln den offenen Aufruhr. Alles war in scharfsaiter Erregung und inmitten dieser chaotisch wogenden Leidenschaften trieben die bona-
partistischen Agenten ihr heimtückisches Spiel. Die Regierung hatte alle Vorbe reitungen getroffen, um dem Aufstande zu be gegenen, und fertigte, um ganz sicher zu gehen, Dutzende von Verhaftungsbeschei len gegen die Führer der Arbeiter aus, von welchen jedoch kein einziger vollstreckt wurde.


An Verführung dachte man auf Seiten der Arbeiter nicht mehr. Es war ein offenes Geheimnis, daß am nächsten Tage die Straßenschlacht beginnen sollte, und so groß war die Kampfesluft und Siegeszuversicht der Insurgenten, daß es, als am Morgen des 23. wiederum die Massen an dem Pantheon sich versammelten, keines äußeren Anlasses, keines „Mitverständnisses“, sondern lediglich einiger Worte Pujols bedurfte, um die Revolution zur Thatzache zu machen. Große Abtheilungen setzten sich nach der Bastille in Bewegung, überschwemmten das Faubourg St. Antoine und die Boulevards und errichteten gegen zehn Uhr Vormittags bei der Porte Saint-Denis die ersten Barrikaden.

Mit einer unerhörten, in der Geschichte der Pariser Straßenkämpfe einzig dastehenden Geschwindigkeit verbreitete sich der Aufruhr durch die ganze Stadt. Fast gleichzeitig wuchsen die Barrikaden überall aus dem Boden hervor. Auf dem rechten Seineufer strohten schon zwischen zehn und elf Uhr die Vor städte Saint-Antoine, Saint-Martin, Poissoniere, Temple, die

Die Regierung hatte eine derartige mächtige und einmütige Erhebung nicht erwartet und ließ lange Stunden verstreichen, ohne irgend einen Entschluß zu fassen. Man unterschätzte die Tragweite der Bewegung in den ersten Morgenstunden völlig. „Wenn Barricaden vorhanden sind“, meinte noch nach 8 Uhr Garnier-Pagès zu den Umstehenden, „so wird man dieselben eben wieder abtragen lassen. Das ist doch das leichteste Ding auf der Welt!“ Erst als Schlag auf Schlag gegen 10 Uhr die Haupteinheiten von allen Stadttheilen eintrafen, fuhr die Exekutivemission aus ihrer bisherigen Siegeszuversicht Jah auf und stürzte sich in eine fiebrhafte Tätigkeit. Ledru-Rollin, Marie und Lamartine eilten nach dem Palais Bourbon, während Arago und Garnier-Pagès im Luxembourg zurückblieben. Der Generalmaréchal wirbelte durch die Straßen, die Nationalgarde wurde zusammengerufen und der Oberbefehl über die gesammten Streitträge dem Kriegsminister General Cavaignac übertragen.

Die Zahl der verfügaren Linientruppen betrug nicht ganz 30 000 Mann aller Klassengattungen. Dazu kamen etwa 12 000 Mobilgarden, eine undisziplinierte, aber unbedingt zuverlässige Truppe und mehrere Tausend Stadtgerenate und republikanische Garde. Auf die Nationalgarde vermochte man nicht zu rechnen. Einzelne ihrer Legionen, wie die 8., 9. und 12. standen
II. Abschnitt. Die französische Republik.

...offen auf Seite des Aufruhrs, andere waren zweifelhaft, und selbst die der Regierung ergebenen Theile der Bürgerwehr vermochten sich, da ein großer Theil der Stadt durch die Barrikaden gesperrt war, nur schwer zu sammeln. Alles in Allem versüßte man somit über mindestens 40000 zuverlässige Soldaten, deren Reihen durch die Garnisionen der an den Eisenbahnen gelegenen Städte leicht verstärkt werden konnten.

Der Oberbefehlshaber dieser Truppen, General Cavaignac, war ein gewissenhafter, erfahrener und der Republik unbedingt ergebener Soldat, dessen Energie in der harten Schule langjähriger Kriege in Algier sich gestählt hatte. Er hatte Zeit gehabt, sich auf die seiner harrende Aufgabe vorzubereiten, da er von jeher zum Führer im Kampfe gegen die rothe Republik ausersehen war, und aus den Fehlern seiner Vorgänger gelernt. Was 1830 und im Februar 1848 dem Volke den Sieg gebracht, war hauptsächlich die Verzettelung der Streitkräfte gewesen. Man ließ damals die Truppen gegen jede einzelne Barrikade vorgehen, ermüdet sie durch ergebnislose Blänslerei und setzte sie der Verführung durch die die Straßen erfüllenden Volksmassen aus. Cavaignac beschloß, den Kampf in größerem Stile zu führen, seine Streitkräfte fern von dem Aufruhr zusammenzuhalten und gegen die Hauptpunkte der feindlichen Stellungen entscheidende Stöße zu richten. Diesem Grundsätz gemäß ließ er die Barrikaden ruhig zu Ende bauen, um nicht durch vorzeitigen Angriff sich in Einzeltämpfe zu verstricken.

Die ihm unterstellten Truppen theilte der Kriegsminister in drei Corps, über welche die Generale Lamoricière, Bedeau und Damesme den Oberbefehl erhielten. Die erste dieser Abtheilungen sollte die Boulevards und die angrenzenden Vorstädte, namentlich Saint-Denis, Poissonière und Temple säubern, die zweite die Gegend um das Stadthaus, den Mittelpunkt eines Pariser Aufruhrs, im Schach halten und sich gegen das Faubourg Saint-Antoine entwickeln, die dritte endlich am linken Flußufer sich in der Richtung auf das Pantheon zu bewegen.

Als die erste Colonne unter Lamoricière, aus drei Linienbataillonen, 1 Bataillon Mobilgarde, einigen Lanciers und Geschützen mit schwachen Abtheilungen der 1., 2. und 3. Legion der
Nationalgarde bestehend, nach ihrem Bestimmungsort marschierte, hatte dort der Kampf schon begonnen. Ein Trupp Bürgerwehr war an der Rue Mazagran von den Insurgenten beschossen worden und hatte die Barricade, erbittert über die erlittenen Verluste, im Sturm genommen.


An dem Pantheon hatte Arago, von einer nur ganz geringen Truppenmacht begleitet, sich wiederholt zu den Aufständischen begeben und eine Verjöhnung anzubahn gesucht. Seine Mühe war vergebens; die meisten wußten überhaupt nichts von Vermittlung wissen, andere stellten unerfüllbare Forderungen und die am ruhigsten Gestimmten fertigten den Vertreter der Bourgeoisie mit den Worten ab: „Sie wissen nicht, was Hunger ist!“ So mußte Arago sich unberechtigter Sache zurückziehen; die bei ihm befindliche Truppenmacht ging zum Angriff vor und nahm einige Barrifaden. Bald darauf erschien hier General Damisne mit seiner nur zwei Bataillone starken Colonne, eröffnete die Verschanzungen an der Sorbonne, der Rue des Cordiers, der Place Cambrai und der Rue des Mathurins und traf mit Arago zusammen. Weiter vorzudringen konnte er bei seinen schwachen Kräften nicht wagen.

Die Executivecommission hatte, während der Kampf auf den Straßen tobte, eine ziemliche Nebenrolle gespielt. Indeß Arago vergeblich am Pantheon unterhandelte, Garnier-Pagès auf den


Um neun Uhr stellte der Abgeordnete Pascal Duprat folgenden Antrag: „Paris befindet sich im Belagerungszustande; alle Regierungsgewalt ist in den Händen des Generals Cavaignac vereinigt“. Nach kurzem Zögern nahm die Versammlung unter dem Eindruck neuer ungünstiger Nachrichten, welche vom Kampfplatz eintrafen, den Antrag an, wie schon einen Tag zuvor, welcher der förmliche Amtsenthallung der Exekutivkommission forderte, zurück. Es war dies Lektore auch nicht nötig; denn die Kommission reichte unverzüglich aus freien Stücken ihre Entlassung ein, und Frankreich hatte somit eine neue Regierung in Gestalt des Generals Cavaignac erhalten. Das Ministerium blieb vorläufig im Amte.

Der General zögerte nicht, mit aller Energie die Dictatur zu übernehmen. Er erließ sofort Aufrufe an die Nationalgarde, an die Armee und an die Auswärtischen und entsandte nach allen Departements Depeschen. Die ganze 2. und 3. Division wurde zum sofortigen Aufbruch nach Paris beordert, selbst von
Bordeaux und Cherbourg die Marinetruppen herangezogen, um den Aufstand zu erdrücken.


Glücklicher war General Damesme auf dem linken Seine- ufer. Nachdem er ohne große Schwierigkeiten durch die Rue Saint-Jacques vorgedrungen, erstürmten seine Bataillone in erbittertem Kampfe die Barricaden an dem Plaże Maubert und brangen gegen den Hauptstutz des Unruhrs auf dieser Seite, das Pantheon, vor. Lange wogte hier der Kampf hin und her; die anfangs unternommenen Attacken blieben vergebens, bis es den Mobilgardes gelang, sich der Rechtschule zu bemächtigen und von hier aus ihr Feuer zu eröffnen, während gleichzeitig schweres Geschütz gegen die Barricaden donnerte und dieselben in Trümmer schlug. Dies entschied hier den Tag; um zwei Uhr Nachmittags stürmten die Truppen, die Mobilgardes an der Spize, das Pantheon, in dessen Innern sich noch ein mör-
derisches Gemetzelt entspann; der erste wichtige Sieg über den Auffstand war damit errungen, aber allerdings mit schweren Opfern. Nahezu ein Viertel der an dem Geschehen beteiligten Truppen war kampfunfähig, General Damesme selbst hatte, als er nach der Einnahme des Panthéon die Straße Sainte-Geneviève eröffnete, einen Schuß in den Schenkel erhalten und lag auf den Tod darnieder. Außer ihm war noch General Bourgon verletzt.

Ohne eine Entscheidung gebracht zu haben, neigte sich der blutige Tag dem Ende zu. Wohl hatte man einzelne Stellungen erobert und das Stadthaus gehalten, wohl waren zahlreiche Truppennachschübe, namentlich auch die Bürgerwehren der sämtlichen umliegenden Städte eingetroffen, allein auch die Verluste waren nicht gering, und der Auffstand hatte aus der Verleihung der Dictatur an den General Cavaignac nur neuen Trost gewonnen. Von jetzt ab war man auf beiden Seiten zum Neubersten entschlossen; der eigentliche Klassekampf mit all seinen Schrecken begann.


General Négrier übernahm das Commando und führte seine Truppen in erbittertem Kampfe durch das Quartier Saint-Paul nach dem Kanal Saint-Martin und erreichte gleichfalls die Bastille.


Auf dem linken Flußufer befand sich nach den Erfolgen des vorhergegangenen Tages die Empörung in den letzten Zügen. General Prèa, welcher den Obergng hier übernommen, glaubte durch Milde und Verjüngung das völlige Ende des Kampfes herbeiführen zu können. Mit starker Truppenmacht setzte er sich gegen elf Uhr Mittags vom Plage des Pantheon nach den Barriéren in Bewegung und unterhandelte mit den Auführern. Zu Statten kam ihm dabei, daß die Nationalversammlung am selben Morgen einen Ermit von drei Millionen Francs für die Arbeiter bewilligt hatte. Er theilte dies den Insurgenten mit, fiel ihm die Ruhmlosigkeit weiteren Widerstandes vor und erreichte wirklich, daß an vielen Punkten die Waffen gestreckt
wurden. So kam der General auch nach der Barrikade an der 
Barrière von Fontainebleau, wohin sich die Kämpfer vom Plaże 
Maubert, vom Panthéon und anderen Punkten gesehütet hatten, 
die Führer und Fanatiker des Arbeiteraufstandes, welche von 
Ergebung nichts wissen wollten.

Aller Warnungen ungeachtet, begab sich der General, welchem 
vier Offiziere folgten, hinter die Barrikade, der Versicherung 
der Auffändischen, man werde ihm kein Leid zufügen, trauend. 
Allein kaum war er in der Mitte dieser verzweifelten Schar 
angelangt, als die Jubelrufe: Wir haben ihn! ihn das Schicksal 
erkennen ließen, welches seiner harrte. Er und seine Begeleiter wurden sofort festgenommen und unter Gefecht und 
Mißhandlungen zu dem Maire von Neuilly, welcher ein Wirths-
haus, den Grand Salon, hielt, geschleppt. Nachdem man ihn 
hier gezwungen, einen Rückzugsbefehl an die Truppen zu unter-
schreiben, führte man die Gefangenen nach einem anderen 
Locale, der Grand-Poste, wo sie sich in einem kleinen Saale 
niederfetten. Diese ganze Zeit hindurch — seit dem Vorfall 
an der Barrikade waren über zwei Stunden verflossen — hatte 
sich eine Anzahl Besonnener bemüht, das Leben Bêas und 
seiner Genossen zu schützen. Allein die Aufregung des Haufens 
fließ immer mehr; der auf der Straße versammelte Pöbel forderte 
stürmisch die „Hinrichtung“ und als plötzlich ein Weib mit dem 
Gefecht hereinstürzte, die Mobilien feien im Unmachen, 
General Bêa selbst und ein anderer Offizier brachen getroffen 
zusammen, neue Schüsse fielen durch die Fenster auf die Un-
glüülichen und bald lagen beide als Leichen auf dem Boden. 
Böndten übrigen Offizieren war es einem bereits früher ge-
glüft, zu entspringen, die beiden anderen kamen gleichfalls mit 
dem Leben davon.

Mit dieser Mordtat schloß der Auffstand auf dem linken 
Seineufer. Oberst Thomas, in dessen Hände Bêa, bevor er 
sich zu der Barrikade begab, den Obergang gelegt, hatte es lange 
nicht gewagt, anzugehen, weil er dadurch das Schicksal des 
Generals zu verschlimmern fürchtete. Endlich schritt er, nach-
dem ihm von Cavaignac der Befehl hierzu geworden, zur Er-
Der 26. Juni.


Die ersten Morgenstunden des vierten und letzten Kampftages verstrichen in völliger Ruhe, allein die Zeit schwand dahin, ohne die erhoffte Unterwerfung des Faubourg Saint-Antoine zu bringen. Immer noch slatterten die rothen Fahnen auf den Barricaden und vergeblich spähte man darnach aus, ob nicht die weiße Farbe das Banner der Revolution verbringen würde.

Es schlug zehn Uhr und nunmehr konnte kein Zweifel herrschen, daß die Aufständischen zu einem Verzweiflungskampfe entschlossen seien. Noch eine Viertelstunde wartete General Perrot vergeblich auf die Waffenstreckung, dann gab er durch einen Kanonenschlag das Zeichen zum Angriff. Seine Truppen gingen, von einem Artilleriefeuer unterstützt, unter dessen verheerender Wirkung ganze Häuser zusammenstürzten, gegen Saint-Antoine vor, während gleichzeitig Lamoricière seine Colonne in das Faubourg du Temple führte.

Bald zeigte es sich, daß die Kraft des Aufstandes auch hier gebrochen war. Zwar entspann sich um die erwähnten Barricaden an der Rue Saint-Antoine ein Kampf, welcher an Wuth und Erbitterung den Gesechten der vorhergegangenen Tage nichts nachgab. Allein, als die Truppen, durch die zerschossenen Häuser vordringend, das Vollwerk erstiegen und die gefammtte Besatzung, so weit sie nicht geslohen war, niedergemacht hatten, war der
DAS ENDE DES KAMPFES.


Noch niemals hatte ein Straßenkampf von solchem Umfange, von solcher Erbitterung, von solchen Verlusten stattgefunden. Über 40,000 Mann Truppen, ferner die gesammten Mobillgarden, die Stadtvergente, ein Theil der Pariser Bürgerwehr und zahlreiche Nationalgardern der Nachbarstäde waren von Seiten der Regierung in das Gefecht gekommen und hatten über 2 Millionen Flinten- und 3300 Kanonenschüsse auf die Insurgenten abgegeben. Die Zahl dieser letzten belief sich auf mindestens 40,000 bis 50,000 Mann, so daß die Kräfte also ungesährt gleich waren.


Am furchtbarsten hatte der Kampf unter den Generalen aufgeräumt. Renault, Négrier und Bréa blieben todt, Damesne
II. Abschnitt. Die französische Republik.

und Duvivier lagen imSterben, Bedeau, François, Fouche und LaFontaine waren kampfunfähig. Von den Führern der einzelnen Coloneln hatte nur Lamoricière die gesamte Schlacht hindurch auf seinem Posten bleiben können, alle anderen Abtheilungen hatten zu wiederholten Male die Commandeure gewechselt. Von Mitgliedern der Nationalversammlung, welche schon am zweiten Tage beschlossen hatte, Deputierte aus ihrer Mitte auf die Kampfsätze zu schicken, waren Charbonnel und Dornès tötlich, Bizio und Thomas schwer verwundet.


Während der Ausstand in den letzten Zügen lag, hatte Cavaignac folgende Proclamation erlassen:

„Bürger, Soldaten!

Die Sache der Republik hat triumphirt: Eure Hingebung, euer standhafter Mut haben die schuldbeladenen Pläne vereitelt, die unheilvollen Irrthümer gerichtet. Im Namen des Vaterlandes, im Namen der ganzen Menschheit seid bedankt für eure Anstrengungen, seid geehrt für diesen notwendigen Sieg. Während dieses Morgens noch war die Aufregung des Kampfes

Bereit, in die Stellung eines einfachen Bürgers zurückzufahren, nehme ich in eure Mitte das friedliche Bewußtsein mit, in diesen schweren Prüfungen die Freiheit nicht mehr beschränkt zu haben, als es das Wohl der Republik erforderte, und ein Vorbild für diejenigen zu hinterlassen, welche einzustenosgroße Aufgaben zu erfüllen haben werden.


Der Erfolg, welchen die Bourgeoisie der zweiten Republik im Kampfe gegen den Juniaufstand davongetragen, war ein Pyrrhusieg in des Wortes vollster Bedeutung. All den geistigen Inhalt der republifanischen Bewegung des Februars, die Gedanken der Gleichheit, Verbrüderung und Freiheit hatte das
Blutmeer des Juni verschlungen, und nur ein Wunder beseelte die Sieger, der Münch nach Ruhe, Ruhe um jeden Preis, nach Schutz vor dem rothen Gespenste und seinen Schrecken. So stand sich die zweite Republik nach ebensoviel Monaten in derselben Lage, welche die erste in der gleichen Anzahl Jahre unter dem Directorium erreicht hatte. Man suchte einen Herrn und Gebieter; mochte er kommen, woher er wollte, wenn er nur im Stande war, das Land vor weiteren Erschütterungen zu be

wahren.


Vor allem trug der General selbststrebend Sorge, die bewaffnete Macht zu einer durchaus zuverlässigen Waffe der Regierung zu machen; die Polizeitruppen wurden bedeutend verstärkt, zweifelhafte Bürgerwehrregimenter aufgelöst oder einzelne wiedergewonnene Nationalgarben entwaffnet, und andererseits diejenigen, die sich in den Junitagen hervorgetan, mit Auszeichnungen bedacht. In allen diesen Dingen stand Cavaignac sein Ministerium treu zur Seite; Lamoricière als Kriegsminister, Bastide für die auswärtigen, Sénard für die inneren Angelegenheiten, Goudchaux für die Finanzen, Recurt für die öffentlichen Arbeiten, Thourret für den Zuckerbau, Carnot, welcher bald unter dem Drucke der Conservativen durch Baulabelle ersetzt wurde,
für den öffentlichen Unterricht. Späterhin schied im Oktober auch dieser Leptere ebenso wie Sénard und Recurt aus; Freslon, Dufaure und Viven übernahmen ihre Portesenilles.

Die Kammer hatte sich darauf beschränkt, eine Untersuchungs-
commission einzusetzen, welche über die Vorfälle des Mai und
Juni Bericht erstatten sollte. Unter dem Vorsitz Obilon-Barrots
entfaltete dieser Ausschuss eine rege Tätigkeit, wobei er mehrfach
seine Befugnisse überschritten zu haben scheint, und legte endlich
am 3. August durch den Abgeordneten Quentin-Vauchart der
Nationalversammlung das Ergebnis vor, welches er aus um- 
fassenden Zeugenvernehmungen, Berichten der Behörden und
eigner Anfchauung gewonnen. Die Spitze der Darstellung
richtete sich, wie man bald merkte, gegen drei Mitglieder des
Parlaments selbst, den Vorsitzenden der Arbeitercommission Louis
Blanc, den gewesenen socialistischen Polizeipräfekten Caussidière
und endlich, wenn auch in geringerem Masse, gegen den Jako-
biner Ledru-Rollin. Entrüstet erhoben die Genannten wie auch
andere sich getroffen fühlende Abgeordnete Einwand gegen die
Beschuldigung und gestatteten so die Sitzung des 25. August, in
welcher die förmliche Beratung des Commissionsberichtes statt-
fand, zu einer außerordentlich stürmischen. Mit kurzer Unter-
brechung hatte man vor hichtgesüßten Tribünen von Mittag bis
zwei Uhr Morgens beraten, ohne zu einem abschließenden Urteil
über den Bericht zu kommen, als ein Schreiben des General-
procurators eintraf, des Inhalts, die Nationalversammlung
möge die Verhaftung der Abgeordneten Caussidière und L. Blanc
genehmigen. Eine wild erregte Debatte erhob sich; auch Cavagnac
ergriff das Wort, um die Maßregeln der Regierung zu vertheidigen.
Gegen fünf Uhr endlich, als eben das erste Morgengrauen das
Nahen des Tages ankündigte, schritt man nach siebenstündiger
Sitzung zur Abstimmung; Louis Blanc wurde mit 504 gegen
252, Caussidière mit 477 gegen 278 Stimmen den Gerichten
überlieft. Ehe man noch dazu schritt, sie zu verhaften, ent-
flohen beide nach England.

Um diese Zeit war äußerlich in Paris von den Nachwehen
des Junikampfes nichts mehr wahrzunehmen. Man hatte die
Todten begraben und ihnen am 6. Juli eine feierliche Leichenfeier
II. Abchnitt. Die französische Republik.

auf dem Place de la Concorde veranstaltet, wo man zwei Monate früher das „Eintrachtsfest“ abgehalten; die zerschossenen Gebäude waren ausgebessert, das Pflaster wieder hergestellt, und die Gefangenen befanden sich bereits zu Tausenden nach den Colonien unterwegs.

Der Boden war geebnet, um das Gebäude einer neuen Staatsverfassung aufzunehmen.

4. Das Consulat.

An der Spitze des Staates stand ein ebenfalls durch allgemeine Abstimmung gewählter Präsident — nur wenn keiner der Bewerber beim Wahlgange mindestens die Hälfte der Stimmen auf sich vereinigte, konnte die Nationalversammlung unter den fünf durch die meisten Stimmen ausgezeichneten Bewerbern einen erwählen —; der Präsident hatte, wenn seine vier Jahre betragende Amtsduer beendet war, nicht das Recht der sofortigen Wiederwählbarkeit. Seine Gewalt war sehr beschränkt; es stand ihm namentlich nicht die Bevollmächtigung zu, gegebenen Falles die Kammer aufzulösen; auch war er nicht unverlehet. — Ein eigener Gerichtshof sollte die Vergehen gegen den Staat untersuchen und für alle gegebenen Falles gegen den Präsidenten und seine Minister die Anklage erheben.


Der entscheidende Punkt der ganzen Verfassungfrage aber war die Art und Weise, in welcher der Präsident gewählt werden sollte. Der Entwurf verlangte directe Ernennung durch das Volk, allein eine starke Partei im Parlamente neigte sich dazu, das Staatsoberhaupt durch die Volkvertretung zu ernennen. Ein besonderes Ereigniß, welches sich am 17. September zutrug, konnte nur dazu dienen, diese Auffassung zu befähigen. In 13 Departements sandten an dem genannten Tage Erstkandidaten für die Kammer statt, und mit mehr als

fang das Teedum, hielt Reden und verlas schließlich feierlich die neue Verfassung, während von dem grau überzogenen Himmel bereits die Schneeäpfel herabwirbelten und ein schneidendes Wind die Straßen durchpfliff.


Alle diese Candidaturen jedoch waren ausichtslos; denn in Wirklichkeit lief der ganze Wahlkampf auf ein Duell zwischen Cavaignac und Bonaparte hinaus, hier der alte Haubeg, der sich auf seine Thaten im Juni 1848 berief, dort der vonwegen Abenteurer, dessen Augen als Ziel seiner Räume die Kaiserkrone des 2. December vorschwebte.

Cavaignac hatte viel für sich; seine Beziehung des Arbeiteraußstandes stand in frischer Erinnerung; man wußte, daß sein offener, herber, nicht allzuweitblickender Sinn ihn nie zu einem Staatsstreiche treiben würde, und daß seine Faust Kraf genug bejaß, um weitere Revolutionsversuche niederzuhalten. Was vermochte der verschlossene, schweigsame, noch bis vor Kurzem mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftete Prätendent dagegen in die Wagschale zu werfen? Sein bisheriges bewegtes Leben, das ihn durch Verbanununder, Kerker, Verschwörungen und Abenteuer jeder Art geführt, bot nicht die geringste Gewähr für seinen Charakter. Seine Persönlichkeit war durchaus nicht geeignet, mit sich fortzureißen. Stets schweigsam, höflich, ausmerksam zufrieden, verriet er in feiner Weise besonderen Geist oder sonstige hervorragende Gaben, ein Umstand allerdings, der ihm bei den vor einem Staatsstreiche Beforgten nur förderlich.

Strah, Revolutionen 1848/49. II.
sein konnte. Von den großen Parteien hatte keine sich ihm angeschlossen; das Geld, das er zu seiner Agitation gebrauchte, mußte ein englisches Bankhaus ihm vorstrecken. Allerdings war eine Schar rühriger Anhänger für ihn thätig; ehrgeizige, in der Wahl ihrer Mittel wenig scrupöse Männer, die Nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen hatten, und in der Hoffnung, auf eine glänzende Zukunft mit allen Kräften sich bemühten, ihrem Außerwählten zum Siege, sich selbst zur Beute zu verhelfen.

Allein was wollten derartige Anstrengungen gegenüber den Massen der Wähler besagen? Sie hätten unter allen Umständen erfolglos bleiben müssen, wenn nicht — und dies ist die erste wichtige Ursache — der Cäsarismus, der Gedanke eines mächtigen, demokratischen Kaiserthums geradezu in der Luft gelegen hätte. Alles, was man seit dem Sturze Napoleons I. erhofft und erträumt, hatte sich als nichtig erwiesen. Nichtig war der Versuch, noch einmal die Herrschaft des Legitimismus in Frankreich einzuführen, und hatte im Juli 1830 sein Ende gefunden. Nichtig war der Gedanke des constitutionellen Königsthums, das der 24. Februar 1848 begrub; nichtig endlich waren die Träume von der freien, gleichen und brüderlichen Republik, die in den Junitagen geistig, wenn auch noch nicht thatsächlich, zusammengebrochen war. Alles, die Staatsverfassungen, die man seit 33 Jahren verfucht, hatten zu nichts Anderem als zum Bürgerkriege, zu Aufruhr und Greueln jeder Art geführt und unwillkürlich lenkten sich die Blicke nach den ruhmreichen Zeiten des ersten Kaiserreichs zurück.

Die Präsidentenwahl.

noch Alles besser durchführen müsse, als ein anderer Sterblicher, trieb in Maffen das Volk auf die Seite des ehrgeizigen Präsidenten. Was andere Parteien durch Reden, Aufruhr und Agitation jeder Art zu erreichen versuchten, bewirkte hier ein einziges Wort. Ein Bonaparte stellte sich zur Wahl; — er mußte gewählt werden.


Anangenehmer noch war ein Vorfall im Inneren. Man entdeckte, daß auf der Liste berjenigen, welche, als durch die Februar-Revolution verwundet oder sonstwie geschädigt, Unterstützung vom Staate bezogen, sich Individuen des zweifelhaftesten Rufes, Diebe, Brandstifter, Betrüger, selbst die Verwandten

7*
der Urheber der gegen Louis Philipp gerichteten Attentate waren. Cavaignac wußte selbsttätig davon nichts, allein man machte ihn für seine „Pensionäre“ verantwortlich und bekam die Ueberzeugung, daß der jüngere Staatsgeschäfte unfundige General seine Untergebenen nicht genügend überwachte. Es war dies ein schwerer Schlag für Cavaignac und vergebens suchte er ihn dadurch unschuldig zu machen, daß er sich häufiger als sonst öffentlich zeigte, sich mit den Parteien gut zu stellen suchte und in Form eines Circulars an die Beamten eine Art von Wahlaufruf erließ.

Auch Napoleon hatte eine Proclamation erlassen. „Wenn ich zum Präsidenten gewählt würde“, hieß es darin, „so würde ich vor keinem Opfer zurückscheuen, um die so verwegene bedrohte Gesellschaft zu verteidigen. Ohne jeden Hintergedanken würde ich mich gänzlich der Kräftigung meiner Republik widmen, die weise in ihren Gesetzen, achtbar in ihren Absichten, groß und stark in ihren Thaten sein soll. Ich würde meine Ehre darin sehen, nach Ablauf der vier Jahre meinem Nachfolger die Staatsgewalt gesichert, die Freiheit unversehrt, verbunden mit wirklichen Fortschritten, zu überliefern.“ Eine gewandte Phrase beschloß das Manifest. „Hat man die Ehre, an der Spitze des französischen Volkes zu stehen, so gibt es ein unfühlbares Mittel, das Gute zu thun —, man braucht es nur zu wollen! —“


endlich erhielt 4790 Stimmen, 12600 waren zerplatzt, so
daß sich im Ganzen in runder Summe mehr als 71/4 Millionen
Franzosen an der Wahl beteiligt und von diesen beinahe 51/2
Millionen für Napoleon entschieden hatten. Es war ein Sieg,
wie ihn der Präsident und seine Anhänger wohl selber kaum
erhofft. Sofort nach Verlesung des Wahlergebnisses gab Ca-
vaignac jenem seinem Ministerium in einfachen und würdigen
Worten sein Amt der Versammlung zurück. Als dann bestieg
der neue Präsident, der inzwischen eingetreten war und neben
Barrot Platz genommen hatte, in schwarzer Kleidung, mit dem
Bande der Ehrenlegion geschmückt, die Tribüne und leistete den
vorgeschriebenen Schwur auf die Verfassung. Nachdem dies
geschehen, sprach er unter lautloser Stille folgende Worte:

"Die Stimmen der Nation und der Eid, den ich jene
geschworen, schreiben mir meine künftige Haltung vor. Meine
Pflicht ist fest bestimmt, ich werde sie als Ehrenmann erfüllen."

"Ich werde Feinde des Vaterlandes in allen denen
erblicken, welche versuchen sollten, durch ungeheuerliche
Mittel eine Aenderung dessen herbeizuführen, was
Frankreich errichtet!" (Sehr gut! Sehr gut!) „Zwischen
Euch und mir, Bürger-Abgeordnete, kann es keine ernstlichen
Meinungsverschiedenheiten geben. Unsere Wünsche und Absichten
find die gleichen."

"Wie Sie, will ich die Gesellschaft auf ihren Grundlagen
beseitigen, die demokratischen Einrichtungen stärken und nach
allen Mitteln forsch, um die Leiden dieses edelmütigen Volkes
zu lindern, welches mir jene ein so bedeutsames Zeichen seines
Vertrauens gegeben." (Sehr gut! Sehr gut!)

"Die Stimmenmehrheit, welche ich erhalten, erfüllt mich
nicht allein mit Dankbarkeit, sondern wird auch der Regierung
jene moralische Kraft verleihen, ohne welche sie keine Autorität
besitz.

"Mit Frieden und Ordnung kann unser Volk sich wieder
aufrichten, seine Bünden heilen, die Verirrten zurückführen, die
Leidenschaften beruhigen."

"Von diesem Geiste befeelt, habe ich an meine Seite ehren-
werthe, fähige, dem Lande ergebene Männer berufen, überzeugt,
daß sie, der Verschiedenheit ihrer politischen Ausgangspunkte ungeachtet, mit Ihnen in der Anwendung der Constitution, der Vervollkommnung der Gesetze, dem Ruhme der Republik wett-eisern werden." (Beifall.)

"Die neue Verwaltung muß, indem sie in die Geschäfte eintritt, ihrer Vorgängerin für die Bemühungen danken, durch welche sie uns die Staatsgewalt unverfehrt überliefer und die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten hat."

"Das Verhalten des ehrenwerthen Generals Cavaignac war würdig der Loyalität seines Charakters und desjenigen Pflichtbewußtseins, welches die erste Eigenschaft eines Staatsoberhauptes ist."

"Wir haben, Bürger-Abgeordnete, eine große Aufgabe zu erfüllen, nämlich eine Republik im Interesse Aller und eine gerechte feste Regierung zu begründen, welche von einer wahrhaften Liebe zu dem Volke befeelt ist, ohne reactionär oder utopistisch zu sein!" (Sehr gut!)

"Seien wir Angehörige des Landes und nicht eine Partei! So werden wir, mit Gottes Hülfe, wenigstens das Gute thun, wenn wir auch nicht große Dinge zu vollbringen vermögen! —"
III. Abschnitt:
Der italienische Freiheitskampf.

Es war eine bunt zusammengesetzte Armee, welche gegen
Nadezhds Heer zu Felde zog, ungleich nicht nur in Aus-
rüstung und Führung, sondern auch in dem Geiste, welcher
sie befehlete.
Den Kern des Ganzen bildeten selbstverständlich die pie-
montesischen Truppen. Die Streitmacht Carl Alberts belief sich
auf eine Brigade Garden, 4 Grenadier- und 2 Jägerbataillone
umfassend, 9 Brigaden Infanterie zu je 2 Regimentern, deren
jedes 10 Compagnieen Linienfußvolk und 4 Jägercompagnieen
besaß, ferner ein Bataillon der bekanntten Bersaglieri, einer
vorgänglichen Schützentruppe, und Abtheilungen Marineinfanterie.
An Reiterei waren 6 Regimenter zu je 5 Schwadronen, an
Artillerie 12 Batterieen zu 8 Geschützen vorhanden. Dazu kam
noch ein zahlreiches Festungsartilleriecorps und ein Bataillon
Sappeurs. Auf dem Papiere sollte die Armee im Ganzen
60—70 000 Mann mit 5000 Pferden und 96 Geschützen zählen,
doch ist anzunehmen, daß ihre Feldstärke zu Beginn der krie-
gerischen Operationen nicht mehr als etwa 45 000 Mann be-
tragen hat. General Bada commandirte das erste Armeeorps,
de Sonnaz das zweite, der Herzog von Savoyen, der Sohn
des Königs, die Reserve. Den Oberbefehl führte Carl Albert
selbst.


Außer dem Heere Piemonts waren, wie bemerkt, auch von sämtlichen übrigen italienischen Staaten Contingente auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen, welche jedoch vorwiegend eine defensive Haltung beobachteten. Der bedeutendste dieser Truppen-


Immerhin doch war die italienische Streitmacht der österreichischen Feldarmee zunächst wohl um das Dreißige überlegen. Denn nach Abzug der für die vier Festungen erforderlichen Besatzungen — in Mantua allein war eine Garnison von 10—12000 Mann nötig — konnte Radekth nicht mehr als 20000 Mann in das Gefecht führen.

Erwägt man dieses ungünstige Zahlenverhältniß, erwägt man ferner die Lage der Österreicher, die, inmitten einer feindseligen Bevölkerung, rings von Gegnern umgeben, vom Heimat-
Radekths Truppen.


Welches waren nun dem gegenüber die Pläne Carl Alberts? Es konnte für den König und seine Generale kein Zweifel darüber bestehen, daß die Vertreibung der Oesterreicher aus Mantua und der Etschlinie, eine Aufgabe, die selbs einem Bonaparte Zeit und Mühe gekostet, ein schweres Werk sein werde. Viel vorteilhafter und angemessener mußte es erscheinen, vorerst Radekth völlig zu isoliren, indem man ihm den Beg
nach Tirol ab schnitt und sich zugleich mit den Venetianern in Verbindung setzte. Allein der König überließ die Ausführung dieses Gedankens den Frei schaaren, welche nichts auszurichten vermochten, er selbst entschloß sich, gewissermaßen den Stier bei den Hörnern zu packen und gegen das Festungsviereck vorzubringen. Gelang es ihm hier, solange noch die kriegerische Begeisterung in Italien währte, und die am Flonzo in höchster Eile zusammengesetzte österreichische Reservearmee nicht marschbereit war, Naděždě in einer Entscheidungsschlacht zu schlagen, und die Etschlinie zu erringen, so war das Schicksal des Feldzuges nahezu entschieden.

Der Verlust der Piemonteser mag nicht geringer gewesen sein. Zwei ihrer Obersten, La Marmora und Macarani, waren vermutet.


Es trat somit jetzt ein Stillstand in den Operationen der piemontesischen Armee ein. Am 13. hatte der König die Festung zur Übergabe aufgefordert und ein heftiges Feuer auf
das Fort Salvi eröffnet, am 19. einen ziemlich unklaren Vor- 
marß gegen Mantua ausgeführt, welcher zu einem kleinen 
Geschehen unter den Wällen der Festung führte. Am nächsten 
Tage trat eine wesentliche Verstärkung, die toscanischen und 
modenesischen Truppen mit vielen Freiwilligen ein. Sie wurden, 
unter dem Befehl des Generals Ferrari, in eine besondere 
Division formirt. Zwei weitere große Recognoscerungen, welche 
am 23. und 25. stattfanden, führten zu keinem besonderen Er- 
egeniß. Radetzky hielt seine Truppen in Mantua und Verona 
zurück.

Ein einziges kleineres Geschehen hatte am 10. die innerhalb 
des Festungsvierecks herrschende Ruhe unterbrochen. Eine Ab- 
theilung der mailändischen Freiwilligenlegion Manara war am 
10. in Lardosino gelandet, hatte sich einer Pulvermühle be- 
mächtigt und in Castel-Nuovo Stellung genommen. Dieser 
wichtige Punkt, in welchem sich die Straßen Peschiera-Verona 
und Mantua-Tirol kreuzen, wurde abseits von dem Fürsten 
Lagis mit einer kleinen österreichischen Abtheilung wieder befest, 
woauf sich die Italiener wieder zurückzogen.

Während die piemontesische Armea bei Peschiera Satt machte, 
hatten die Freischaren unter Führung des Generals Allemandi 
einen Einfall in Tirol geplant, ein Vorhaben, welches im Falle 
des Gelingens den Österreicher nur für den größten Nach- 
theil gereichen mußte. Am 9. April überschritten die ersten 
Colonnen die Tiroler Grenze, am 17. hielten die verschiedenen 
Freischaren bereits das Gebiet von Klus bis zum Gardasee be- 
sehlt und hatten die Verbindung zwischen Trient und Verona 
gesert.

In Tirol waren zu Ende März nur 7 f. f. Bataillone nebst 
etwas Neitererei und Geschütz vorhanden. Ein Theil dieser Truppen 
war zur Beobachtung der Schweizer Grenze erforderlich, zwei 
italienische Bataillone des Regiments Victor d'Este waren dem 
Abfall nahe, und es konnte daher der in Tirol commandirende 
Feldmarschall-Lieutenant Baron Welben den in der Lombardei 
kämpfenden Österreicher vorerst keine Unterstüzung zu Theil 
werden lassen. Nachdem er seine verfügbaren Truppen, 2 Ba-
taillone, bei Boven versammelt, berief er am 27. März den
Kämpfe in Tirol. 111


Auch im Rücken der Legiteren war es zu Kämpfen gekommen. Eine Schaar venetianischer „Kreuzfahrer“ hatte sich bei Sorio, fünf Stunden von Verona festgelegt und war am Tage des Gefechtes von Goito, dem 8. April, nach einem hizigen Kampfe von einer österrechischen Colonne unter dem Fürsten Liechten-


der Leitung der Schlacht beauftragt hatte, eröffnete um 9 Uhr Morgens den Frontalangriff auf Pastrengo; einige Zeit später begannen die Verstärkungen, denen starke Artillerieabteilungen und Infanteriecolonnen folgten, die rechte Flanke der Österreicher zu umfassen, ein hšriger Kampf entspann sich auf der ganzen Linie.

Es scheint, daß der österreichische General—Feldmarschall—Lieutenant Wochoer, als er mit seinen Brigaden den Kampf gegen die piemontesisiche Armee aufnahm, auf eine Unterstützung durch Naděšík rechnete. In der That hatte dieser seine Truppen zwischen Bušolengo und Santa Lucia ausgestellt und ritt selbst aus Verona nach dem drei Stunden entfernten Kampfplatz, allein er war entschlossen, keine Schlacht anzunehmen und zog seine Regimenter wieder in die Festung zurück.


In Folge dieses für die Italiener glücklichen Treffens wurde die Belagerung des nunmehr völlig eingeschlossenen Peschiera mit erneutem Eifer betrieben. Auch mit der Blockade Mantuas hatte man am 21. bereits begonnen, indem General Ferrari mit seiner aus den mittelitalienischen Contingenten bestehenden Division den Mincio bei Governolo überschritten und einen Angriff der Österreicher auf diesen Ort kräftig zurückgeschlagen hatte. Viel Erfolg war allerdings von der Einstichung der beinahe uneinnehmbaren, wohl verproviantierten und vertheidigten Festung nicht zu erwarten.
Immerhin war aber gegen das Groß der österreichischen Armee kein entscheidender Vorteil erzielt worden. Nach wie vor stand daselbe unbeweglich in seiner Stellung bei Verona, einer Stellung, welche durch die nahezu zwei Stunden langen, von den Dörfern Croce Bianca, San Massimo und Santa Lucia gekrönten, von Sommacampagna bis zu der Festung sich er- streckenden Höhen gebildet wurde. Die an sich schon sehr feste Position war von Nadezky künstlich verstärkt worden. Ihr einziger Nachtheil war die etwas zu große Ausdehnung, welche dem schwachen österreichischen Heere nur die wichtigsten Punkte zu begehen erlaubte.

Es war anzunehmen, daß Nadezky dieses Lager freimüllig nicht eher verlassen würde, als bis die bereits im Anmarsch be- griffene Unterstützungslinie eingetroffen war. Suchte also der Sardenkönig eine Schlacht — und die ganze Lage der Dinge wies ihn darauf hin —, so mußte er sich zu einem Sturm auf die Höhen entschließen.


---

1 Nach der Schlacht erhob Nadezky dieses Bataillon zu seiner Leibwache.
hügeligen, mit Mauern, Hecken und Bäumen bedeckten Gelände hin und her. Vergeblich suchten die Piemontesen weiter vorzudringen, obwohl Carl Albert seine Garde, dann die Division d'Arvillars herbeizog und selbst die Soldaten zum Kampfe führte, allein auch die Österreicher vermochten nicht, sich des verloren gegangen Durfes Santa Lucia wieder zu bemächtigen.


Die Schlacht bei Santa Lucia war für Carl Albert verloren. Seine Armee hatte bedeutende Verluste erlitten, nach Angabe der Bullets 98 Totge und 659 Verwundete, in Wirksamkeit wohl nahezu das Doppelt, während die Einbuße der Österreicher offiziell 349, thatsächlich etwa 700 Mann betrug. Allein schwerer als die materielle Schädigung war der moralische Schlag, welcher Carl Albert und sein Heer getroffen hatte. Die immer noch gehegte Hoffnung, die angeblich völlig zerrüttete und entmuthigte österreichische Armee zu Paaren zu treiben und im Triumphe Oberitalien bis an den Ionzo zu durchziehen, war jetzt vernichtet. Man hatte erkennen müssen, daß man erst am Anfange der Arbeit stand, daß es noch heißer Kampfe behören werde, um die Freiheit Italiens zu erringen. Anderer-


Am 16. April überschritt der Feldzeugmeister mit 13000 Mann den Isonzo. Zwei Wege boten sich ihm jezt dar. Entweder suchte er so bald als möglich sich mit Radekšy zu vereinigen — dann durfte er sich nicht auf unnütze Kampfe und Belagerungen einlassen — oder aber er unterwarf das aufständische Gebiet öftlich des Festungsviercres, um so den Rücken des Veroneser Heeres und dessen Beschiessung zu sichern — dann
mußte er unbedingt wenigstens die bedeutendsten Waffenplätze der Insurgenten zur Uebergabe zwingen.


Es standen nunmehr Anfangs Mai drei verschiedene italienische Abtheilungen an der Piave; das Corps des Generals Durando, aus den beiden päpstlichen Schweizerregimentern, den päpstlichen Dragonern und Carabiniers und einer Batterie, zusammen aus 5000 Mann ausgesuchten Truppen mit 8 Geschützen und 700 Pferden bestehend, dann die Division des piemontesischen, von Carl Albert entsandten Generals della Marmora, zusammengesetzt aus Paduaner Kreuzfahrern, Freiwilligen zahlreicher Städte, einer neapolitanischen und einer
sicilianischen Legion, den Scharfschützen des Majors Dazzo und römischen Studenten, endlich die Division des päpstlichen Gene-

erals Ferrari, 4 Bataillone Linienmilitär und drei Legionen
Freiwillige des Kirchenstaates enthaltend. Aber hier eigentliche
befahl, ob General della Marmora oder Durando, und in wie
weitr Ferrari dem einen oder dem anderen oder keinem von
beiden gehörte, war schwer zu ermitteln. Es scheint, daß jeder
der Generale nach seinem eigenen Kopfe handelte und Durando
noch ganz besondere Nebenabsichten bei seinen oft ganz uner-
klärbaren Operationen verfolgte.

Nach einem ziemlich verwinkelten Rechtsabmarsche war am
7. Mai Graf Nugent mit dem Haupttheil seiner Armee in
Belluno eingetroffen. Eine Abtheilung und die Bagage stand
noch jenseits der Piave, eine Avantgarde unter dem Befehl des
Generals Culloz war bereits am 6. nach Feltre vorgeschoben
worden und hatte am 8. am Rassonebach ein heftiges Gefecht
bestanden. Unter den italienischen Führern herrschte völlige
Zwietracht. Durando war mit seinen Schweizern, ohne sich um
die Kampfgenossen zu kümmern, bis Bassano zurückgegangen
und überließ es Ferrari, den Marsch der Oesterreicher aufzu-
halten. In der That griff dieser am 9. mit seiner ganzen
Division den General Culloz an, vermochte aber in einem fünf-
stündigen Gefechte seine Vorteile zu erreichen und zog sich nach
Treviso zurück. Sein Verlust im Kampfe hatte kaum 150
Mann betragen, allein die Zahl der Freiwilligen, welche unter
dem Eindruck der Niederlage in den nächsten Tagen die Fähren
verließen, soll sich auf nahezu 2000 beziffert haben. Durando
marschirte während dessen zwecklos zwischen Bassano und Asola
umher.

Vor den Thoren Trevisos vereinigte nunmehr Graf Nugent
seine gesamten Streitkräfte. Die mit Mauern und Thürmen
umgebene, mit Barrikaden verschanzte Stadt, welche über eine
starke Besatzung — viele Freischaaren und die Bürgerwehr nebst
16 Kanonen — versäumte, wies die Aufforderung zur Neubergabe
trotzig zurück und fühlte zum äußersten Widerstand entschlossen.
Die Reservearmee mußte somit abermals Halt machen und sich
des Platzes zu bemächtigen versuchen. Allein schon am 12.
hatte ein mit großer Tapferkeit unternommener Ausfall gezeigt, daß dies so leicht nicht gelingen werde, zumal Durando und Ferrari kaum einen Tagemarsch entfernt in der Gegend von Mestre standen. Zudem traf jetzt die dringende Aufforderung Nadetzys ein; die Reservearmee ohne Zeitverlust über die Etich zu führen, und man mußte sich somit entschließen, Treviso liegen zu lassen.

Wiederum vergingen sechs kostbare Tage, welche man mit der Concentrirung der Truppen und der Errichtung eines Brückenkopfes an der Piave verzettelte, bis sich das Corps endlich wieder in March setzte. Graf Nugent war in Folge der Strapazen, welchen sein Körper nicht mehr gewachsen war, schwer erkrankt und genötigt, den Kriegsschauplatz zu verlassen. An seiner Stelle übernahm Graf Thurn das Commando und somit machte sich endlich ein etwas frischerer Zug in den Bewegungen des Entfledgeres bemerkbar.


Damit war die langersehnte Verbindung mit der Nadetzy- schen Armee erreicht, allein statt des erwarteten Bejahens, sofort auf Verona zu marschiren, kam die Orde, einen Versuch zur Einnahme Vicenzas zu unternehmen. Es waren nämlich inner- halb des Festungsvierecks die Lebensmittel bereits so knapp geworden, daß eine Ausdehnung des occupirten Gebietes dringend nöthig schien. General Thurn gehorchte und stand am nächsten Tage wieder vor Vicenza, wozu bis wenige Stunden nach seinem Abmarsche General Durando mit seinen Schweizern und einem

1 Hier führte ein Graf Zichy, Ulanenoffizier, die Schmach, welche sein Verwandter durch die Übergabe Benedigs auf das Haus geladen. Als die Croaten zum Kampfe vorüberten, stieg er vom Pferde, ergriff ein Gewehr und eilte den Stürmenden voraus, bis ihn eine Kugel tödt niederstreckte.
Theile der Division Ferrari erschienen war. Der größte Theil des letzgenannten Corps war nämlich nach dem Rückzuge aus Treviö auseinandergegangen, der Rest schloß sich Durando an. Ferrari selbst hatte sich nach Benedig begeben. Zugleich traf auch General Antonini mit tausend Mann aus Benedig ein, so daß es der Stadt nunmehr an Bertheidigern nicht gebrach.


Unter diesen Umständen mußte Graf Thurn auf die Ausführung seines Auftrages verzichten. Schon am Mittag des 24. trat er zum zweiten Male den Marsch nach Verona an und vereinigte sich hier am nächsten Tage mit dem Heere Radekths, welcher nunmehr über ein Feldheer von reichlich 45 000 Mann verfügte.


Der Papst, der, wie erwähnt, durch die unerwartete Wendung der Dinge in einen argen Zwiespalt zwischen seiner Stellung in Italien und seinen Verpflichtungen gegen Österreic gerathen

An sich wäre gegen eine derartige Gegenung des Oberhauptes der römischen Kirche nichts einzuwenden gewesen, aus dem Munde Pius' IX. aber mußten diese Worte wie ein Verrath an der Sache, die er scheinbar bisher so eifrig gefördert, klingen. Zudem stand die päpstliche Armee im Felde. Nachdem jezt ihr Herrscher erklärt, daß er keinen Krieg führe, war sie kein völkerrechtlicher Gegner der Osterricher mehr und konnte von diesen als eine Schaar Wegelagerer behandelt werden, Grund genug, daß schon am 30. die Aufregung in Rom einen bedrohlichen Grad erreichte. Der Papst sah ein, daß er zu früh seine Absichten enthüllt hatte. Schon begann der Stuhl Petri zu wanken und nur durch schleunige Concessionen, Absonderung eines Briefes an den Kaiser von Osterrich, in welchem die Freigebung der Lombardie gefordert wurde, und die Entlassung des bisherigen Ministeriums, an dessen Stelle der Graf Mamiani
trat, vermochte sich Pius vorerst noch zu halten. Seine Truppen blieben in Oberitalien und nahmen, wie erwähnt, an den Kämpfen Theil.


Dieser Verlust von 15 000 Mann erprobte Truppen war für Carl Albert um so weniger zu verscherzen, als in Oberitalien Zahl und Tapferkeit der neugeschaffenen Streitkräfte in keinem Verhältniß zu der überschwänglichen, noch überall herrschenden Begeisterung stand. Mit Mühe und Not hatte die Lombardei bis Mitte Mai 5000—6000 Mann regulärer Truppen und ebensoviel Freiwillige aufgestellt; Reiterei und Gejähk war fast gar nicht vorhanden.

Rechnet man nun noch dazu, daß auch auf die im Venetia-
nischen stehenden Abtheilungen kein Verlust war — die Division Ferraris hatte sich verlaufen, La Marmora war madllos, Durando völlig unberechenbar —, so zeigt es sich, daß Carl Albert auf nichts Anderes als seine eigenen Regimenter nebst der Unterstützung aus Toscana und Modena und die Freischaaren angewiesen war. Das Zaudern und Jörgern, das Herumlageru vor Peschiera und Mantua hatte auch auf diese

Nach dem Eintreffen der Verstärkungen schien für Radekfy der Augenblick gekommen, in welchem er aus seiner bisherigen Defensive herausstreiten konnte.


Radekfy faßte nunmehr einen Plan, welcher einen vollen Beweis seines strategischen Echtheitß ablegte. Er entschloß sich, mit der Hauptmacht seines Heeres von Verona nach Mantua zu ziehen und von hier aus sich auf die rechte Flanke des

---

1 Kriegerische Ereignisse, S. 218.
Feindes zu werfen. Gelang dies, so war Carl Alberts Stellung bei Peschiera hattlos geworden. Er mußte die beinahe eroberte Festung fahren lassen, die Mincio-linie preisgeben und stand alsbann ungeschützt auf demselben Pumpte, auf welchem er zwei Monate früher den Kampf eröffnet hatte. Außerdem bot sich den Oesterreicichern der Vortheil, daß sie ihren Marsch nach Mantua aus der gänzlich ausgesogenen Umgebung Veronas in einen vom Kriege noch weniger mitgenommenen Landstrich gelangten.


Vor Mantua stand, wie berichtet, als Blockadcors die aus toscaniischen und modernischen Truppen und einzelnen Abtheilungen Neapolitaner zusammengesetzte Division, über welche seit dem Tage zuvor an Stelle d'Arco Ferraris der Oberst de Laugier den Oberbefehl führte. Seine Hauptmacht befand sich bei Curtatone und Montanara.

Die Oesterreicher mußten sich beirren, wenn sie den Feind überraschend angreifen wollten. Schon am Morgen des 29.


Inzwischen aber war die Colonne Liechtenstein, welche bei Buscolbo keinen Widerstand gefunden hatte, im Rüchen der italienischen Aufstellung bei Montanara erschienen und eröffnete ein lebhaftes Geschützeuer. Um den Rückmarsch ihres Heeres zu decken, warten sich ihr die toscanischen Reserven zu einem Widerstande entgegen, welchen der offizielle österreichische Bericht selbst als „überaus kräftig, ja heldenmüthig“ bezeichnet. Nochmals entspann sich hier bei den Landhaufern Billani und Rocca ein erbittertes Gefecht zwischen italienischen Freischärern und österreichischen Jägern, allein der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Der größte Theil der hier fechtenden Toscaner wurde umzingelt und gefangen, andere Abtheilungen, welche sich auf Curtatone zurückzogen, fielen dem von hier herabrückenden Oberst Benedek in die Hände.

Am nächsten Tage, dem 30., setzte Radeck seine Bewegung fort, indem er seine Armee korps in einer großen Rechts- und Linkswendung längs des Mincio auf Goito, Rivalta und Ceresara dirigirte. An diesem Tage eine Schlacht zu liefern, lag, wie schon die weitsichtigte Bertheilung seiner Truppen beweist, nicht in seiner Absicht, er hoffte vielmehr, durch seinen Vormarsch in die rechte Flanke Carl Alberts diese zum freiwilligen Preisgeben Preßchieras und der Minciolinie zu zwingen.


1 Besonders zeigten sich die Studentencorps aus. Ein Führer derselben, der berühmte Professor Pilla aus Neapel, fiel bei Curtatone, Professor Montanelli wurde schwer verwundet. Ein Vergleich mit der gleichzeitigen Thätigkeit der deutschen Professoren in der Paulskirche liegt sehr nahe.


Bardolino bejähte und war von hier am nächsten Tage gegen die nur noch drei bis vier Stunden entfernte Festung vor- gedrungen. Allein auf halbem Wege waren ihm bei Cisano und Calmasino piemontesishe Truppen und Studenten aus Pavia entgegengetreten und hatten ihn gezwungen, nach heftigem Kampfe von seinem Vorhaben abzustehen.


In der Nacht vom 3. zum 4. Juni rückte die Armee wieder nach Mantua zurück, blieb dort den nächsten Tag stehen und zog am 5. und 6. über Bovolone und Sanguinetto nach


Zum dritten Male standen jetzt die Österreicher vor Vicenza. Der Commandant der Stadt, General Durando, hatte seine Möglichkeiten gesehen, um den Platz zu befestigen. An Truppen waren außer den Streitkräften des Kirchenstaates zahlreiche Freischaren und die Bürgerwehr vorhanden, so daß er Alles in Allem wohl über 15000 Mann verfügte. Die Qualität dieser Heerestheile war allerdings sehr verschieden; die Einzigen, auf welche er sich unbedingt verlassen konnte, waren die Schweizer, andere Schaaren wieder konnte man überhaupt nicht in das Feuer bringen.

Den wichtigsten Punkt der Vertheidigung bildeten die Höhen von Monte Bercio, dessen lange Hügelketten sich bis dicht an den Straß, Revolutionen 1848/49. II.
die Stadt heranziehen. Es waren hier starke Werke erbaut, 
die einzelnen, auf dem Berge befindlichen Gebäude, so Kloster 
und Kirche der Madonna del Monte, die Villa Rotonda, die 
Casa Rombaldo und der Aussichtspunkt La bella Vista ver-
theidigungsfähig gemacht worden. Ebenso waren in der Stadt 
selbst die Thore verrammelt, die Gassen verschrankt und Alles 
zum Straßenkampf vorbereitet.

Der Plan Radeckys ging dahin, daß die auf seinem linken 
Flügel befindliche, aus Verona eingetroffene Brigade Culloz, 
unterstützt von der Division Schwarzenberg des ersten Corps, 
die Monti Berici stürmen, die Brigade Wohlgemuth und das 
zweite, auf der Straße von Padua anrückende Corps die Vor-
fäde Borgo, Porta Padua und St. Lucia angreifen sollte. 
Dem Feinde blieb alsbann nur der Ausweg nach Norden frei, 
welcher ihn völlig von seinen Verbindungen isolierte.

Um 10 Uhr Vormittags sollte am 10. Juni der Angriff 
gleichzeitig auf allen Punkten erfolgen; allein schon am frühen 
Morgen dieses Tages begann das zur Brigade Culloz gehörige 
Regiment Latour den Sturm auf den Höhenzug Santa Maria-
gharita, nahm diesen, sowie die Casa Rombaldo und warf den 
Feind bis auf das Blockhaus auf dem Hügel Bella Vista zur-
rück. Auch dieses wurde nach heftiger Beschneidung genommen 
und in Brand gesteckt. Es trat nunmehr auf Anordnung 
Radeckys eine Gefechtspause ein, da die übrigen Truppen noch 
nicht in ihre Stellungen eingerückt waren.

Gegen zwei Uhr Nachmittags entwickelte sich das Feuer 
auf der ganzen Linie. Auf den Höhen des Monte Berico er-
griffen von den hier aufgestellten Italienern die römischen Frei-
willigen vor dem Feuer der Brigade Culloz die Flucht, dagegen 
gingen zwei Schweizerbataillone ihrerseits mit großer Tapferkeit 
zum Angriff vor. Allein ein verheerendes Kartäschfeuer der 
bisher zurückgehaltenen österreichischen Geschütze schlug ihnen 
entgegen, die zur Unterstützung nachrückende Infanterie, das 
10. Jägerbataillon des Oberst Kobal an der Spitze, warf sich 
auf sie und brachte sie zum Weichen. In einem raschen An-
lauf stürmten die Jäger, die Regimenter Latour und Reisinger, 
der Hauptmann Jablonski Allen voraus, die Verschanzungen
des Monte Berico, bemächtigten sich des Klosters und warfen die Schweizer, welche auf dem von dem Kloster nach der Stadt herabführenden Säulengang noch einmal Halt machten, nach Vicenza zurück.

Gleichzeitig hatte die Brigade Clam die weiter unten gelegene Villa Notonda genommen, wodurch der Feind sich genötigt sah, sich gänzlich in die Stadt zurückzuziehen. Ihm hier anzugreifen, war keines leichtes Stück Arbeit. Seine Stellungen waren fest und meist gut verteidigt, ein Infanterieangriff erforderte daher unverhältnismäßig große Opfer, während die Vernichtung der Artillerie in dem dichtbewachsenen, hügeligen Terrain sehr erschwerte war. Allein auch diese Schwierigkeit wurde überwunden. Schon aus Mantua hatte man in Baura- sicht des Kommenden eine Mörserbatterie mitgeführt, welche nunmehr an geeigneter Stelle aufgepfanzt, von vier Uhr Nachmittags bis zum Abend 80 Bomben in die Stadt warf. Vom Monte Berico feuerte eine Batterie Haubigen auf Vicenza.


Schon nach der Erstürmung des Monte Berico waren an verschiedenen Punkten der Stadt weiße Fahnen aufgezogen, allein alsbald von den kampfeslustigen Schweizern wieder herabgerissen worden. Nachdem jezt die Dunkelheit dem blutigen Kampfe ein Ende gemacht hatte, sah Durando ein, daß seine Vage unhaltbar sei. Er hatte, wie er dies auch an Carl Albert geschrieben, die Hoffnung gehegt, sich wenigstens fünf bis sechs Tage, bis zum Eintreffen der piemontesischen Armee, in Vicenza
halten zu können, eine Hoffnung, welche in Anbetracht der ziemlich schwächeren beiden früheren Angriffe durch das Nuggen-
sche Corps nicht unberechtigt war. Jetzt mußte er erkennen, wie viel der Einfluß eines Feldherrn wie Radeckly bei einem Heere auszurichten vermög, er mußte sich sagen, daß der am nächsten Tage bevorstehende Straßenkampf aller Wahrheitlich-
keit nach mit der Zerstörung Vicenzas und der Vernichtung der kostbaren Schweizerregimenter enden würde, welche, zu stolz um zu fliehen, jedenfalls ihren Posten auf das Außerste ver-
theidigen würden, und diese Erwägungen, wahrscheinlich noch mit politischen Motiven aller Art verbunden, veranlaßten ihn, noch in der Nacht Parlamentäre an Radeckly zu senden. Wenige Stunden darauf war folgender Vertrag zu Stande gekommen:

"Convention
mit den Truppen Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich zur
Räumung der Stadt Vicenza durch die Truppen Sr. Heiligkeit des Papstes Pius IX.

Art. 1. Die päpstlichen Truppen räumen die Stadt Vicenza mit allen militärischen Ehren zwischen 11 und 12 Uhr Mittags, um sich auf dem kürzesten Wege nach Este und von da über Novigo jenseits des Po zu begeben.

Art. 2. Die in dieser Convention begriffenen päpstlichen Truppen verpflichten sich, drei Monate nicht gegen Oesterreich zu dienen. Nach Verlaß dieser Frist sind sie von dieser Ver-
pflichtung frei.

Art. 3. Nachdem General Durando Sr. Excellenz dem
Feldmarschall Grafen Radeckly sowohl die Einwohner der Stadt als der Provinz Vicenza in Betreff aller vergangenen Ereig-
nisse, an denen sie Theil genommen haben könnten, lebhaft empfiehlt, erhält Er dagegen von Seite des Feldmarschalls das
Verständen, die ersteren in Beziehung auf die obbefagten Ereig-
nisse nach den wohltägenden Grundsfäzen seiner Regierung zu
behandeln.

La Balbi nächst Vicenza, am 11. Juni 1848,
um 6 Uhr Morgens."

So war durch den raschen Zug nach Vicenza ein großer und schwerwiegender Erfolg für die österreichischen Waffen er-
rungen. Außer der großen Bedeutung, die die Einnahme der Stadt an sich schon für die Verbindungen und Verpflegung der Armee besaß, war die erzwungene Waffenruhe der päpstlichen Truppen ein nicht zu unterschätzender Gewinn. Die Opfer entsprachen allerdings der Größe des Sieges. Die Österreicher selbst geben ihren Verlust auf 1 General (Fürst Taris), 18 Offiziere, 235 Mann an Toten, 2 Obersten, 29 Offiziere und 510 Mann an Vermiedenen und 140 Mann an Vermisteten an. Die Italiener behaupten sogar 1800 Mann verloren zu haben. Von ihren 3000 Schweizern allein waren 600, also der fünfte Mann, gefallen.


In rascher Folge schloß sich an den Fall Vicenzas die Uebergabe der übrigen Städte an. Padua capitulirte schon am 13. mit dem F.-M.-L. d'Aspre, welcher nur die Brigade Riechtenstein bei sich hatte, Treviso wurde am nämlichen Tage von F.-M.-L. Welden, der ein zu Ende Mai zusammentgezogenes zweites Reservecorps von 16 Bataillonen commandirte, be- schaffen und zur Uebergabe gezwungen und alsdann bis zum


So war denn gegen Ende Juni das gesamte Land östlich des Festungsvierecks wieder unterworfen, die direkte Verbindung mit der Heimat wiederhergestellt, die Armee von Siegeszuversicht und Kampsesshaft erfüllt. Auf Seiten der Italiener dagegen hatten zwei der verbündeten Mächte bereits die gemeinschaftliche Sache verlassen, der König von Neapel, indem er seine Truppen zurückrief, der Papst, indem er die Capitulation von Vicenza abschloss; die Bundesgenossen aus Ferrara und Modena hatten bei Curtatone schwere Einbussen erlitten. Die ganze Last des Krieges fiel jetzt auf das piemontesische Heer allein, welches, ohne besonderen Gefechtsverlusten ausgesetzt gewesen zu sein, durch Hixe, übermäßige Anstrengung und schlechte Verpflegung unaufhaltsam zusammenschmolz. Mit Recht kann daher die offizielle österreichische Darstellung diesen zweiten Abschnitt des Krieges mit den Worten schließen: "Nun wuchs mit Riesenstärke in dieser tapferen Truppe (Rhedens Heer) das Gefühl ihrer eigenen Übermuttrosenheit in Schlachten und Marschen, die beide zusammen und gut geleitet erst das Kriegsglück an die Fahnen einer Armee fesseln. Von diesem Augenblicke an ging aber auch an dem Horizonte unseres Gegners, der an sich zu zweifeln begann, sein Unglückstern auf. Da er die günstige Gelegenheit nicht zu ergreifen wusste, und durch einen schwachen und allzu
späten Entschluß seine schwankende Führung verriet, hatte er dadurch das Vertrauen der Soldaten in die Leitung seiner Operationen verloren und als er sechs Wochen später, um daselbe wieder zu erlangen, sich in Unternehmungen einließ, die ihrem inneren Kern nach ebenso unhaltbar waren, gab er dem österreichischen Führer nur abermals Gelegenheit zu einer Reihe glücklicher Offensiv-Operationen."


In der That hob sich um die Mitte Juli Radekšfs Feldarmee bis auf reichlich 60 000 Mann, da von dem Welden'schen Corps 12 000 Mann dazu gestoßen und auch sonst Reserven eingetroffen waren. Die Armee war jetzt in vier Armeecorps und zwei Reservecorps eingeteilt, welche, in der Reihenfolge ihrer Nummer, von dem F.-M.-L. Bratislaw, d'Aspre, Thurn, Generalmajor Culloz, F.-M.-L. Wocher und Welden befehligt wurden. Alles in Allem mochten jetzt in Italien über 100 000 Mann österreichische Truppen stehen.


Allein diesmal waren die Leckeren auf der Hut gewesen. Auf die Runde vom Marsche Liechtensteins nach Ferrara war General Bava mit einer starken Abtheilung als bald nach dem


Um dieselben Stunden bereitete sich die österreichische Hauptarmee zu der Entscheidungsschlacht vor. Um Abend waren die Colonnen angetreten, um abends um 1 Uhr Nachts mit dem
allgemeinen Vormarsch zu beginnen; allein ein furchtbares Ge-
witter verschob die Ausführung der Bewegung. Es goss in
Strömen und die Dunkelheit erreichte einen solchen Grad, daß
der Soldat seinen Nebenmann nicht zu erkennen vermochte. So
mußte man wohl oder übel warten, bis der Morgen des
23. Juli, eines Sonntags, klar und heiter anbrach.

Die Stellung des Feindes, der der Angriff galt, war jene
von Norden nach Süden sich ziehende Hügelreihe, auf welcher,
je eine halbe bis dreiviertel Stunden von einander entfernt, die
Ortschaften Santa Giustina, Sona und Sommacampagna lagen.
Eine Stunde südwestlich des letzteren Fleckens befand sich das
Städtchen Custoza, welches der breitägigen Schlacht den Namen
gewielen hat. Hinter der ersten Hügelreihe erhoben sich noch
zwei weitere, auf deren ersten sich der Monte Godio, auf der
zweiten — eine Stunde westlich von Sona — das Dorf San Giorgio in Salice erhob.

Der Angriff der Österreicher war dergestalt geplant, daß
der rechte Flügel, aus dem 2. Corps bestehend, in zwei Columnen
Santa Giustina und Sona angreifen sollte. Feldmarschall-
Lieutenant Graf Schaaffgotsche führte die erstere, Feldmarschall-
Lieutenant Graf Wimpfen die zweite, stärkere Abtheilung. Der
linke Flügel, das 1. Corps, rückte mit einer Colonne, der des
Generalmajors Wohlgemuth, auf Sommacampagna, mit der
zweiten, welche Fürst Schwarzenberg befehligte, gegen Custoza
vor, während eine Manenabtheilung bis Villafanca dirigirt
wurde. Man hatte sich im österreichischen Lager die Stellung
des Feindes weit stärker gedacht, als sie wirklich war, und sich
auf einen verzweifelten Kampf gefaßt gemacht, so daß die
Überraschung allgemein war, als mit verhältnismäßig geringer
Anstrengung die Erstürmung der gesicherten Höhen gelang.
Am meisten trug allerdings hierzu das Mißverhältniß der beider-
seitigen Streitkräfte bei. Es waren höchstens 12000 Piemont-
tesen, gegen welche 40000 Österreicher in das Gefecht rückten.

Nach sechs Uhr Morgens begann auf dem rechten Flügel
das Pläfiklgerfecht. Nach vierstündigem Kampfe wurden die
Höhen von Sona und das Dorf selbst von den Brigaden Fritz
Liechtenstein und Vrgen genommen, ein großer Theil der Ver-


Im Laufe des 24. wurde diese Bewegung vollzogen; ein Theil des österreichischen Heeres — 4 Brigaden — ging an zwei Punkten über den Mincio und stellte sich an dessen rechtem Ufer auf. Es entspannen sich hierbei lebhafe Gefechte, in deren Verlauf der Feind überall zurückwich und durch einen fahnen Bajonettagriff des Regiments Wocher drei Geschütze verlor. Auf dem linken Ufer hielt die Brigade Straffolbo den Monte Bento und die Stadt Valleggio bejet und wies einen Angriff der piemontesischen Dragoner zurück. Weit bedeutender aber als diese Gefechte war die Niederlage, welche an diesem Tage der linke Flügel Radezkys erlitt.

Die Brigade Simbschen, welche wir auf ihren Abenteuern vor Ferrara und am Po begleitet haben, war am Abend des 22. Juli von Sanguinetto aufgebrochen und hatte den Befehl erhalten, am 24., dem zweiten Schlachttag, zwischen Sommacampagna und Custoza einzurücken und so die linke Flanke der

Nabekshin sich durch den unerwarteten siegreichen Angriff des Feindes, welchen er nach der bisherigen zaudernden Kriegsführung gar nicht hatte erwarten können, in seinen bisherigen Plänen behindert. Er entschloß sich, seine Truppen bis auf einige Bataillone wieder von den rechten Minciofer herüberzunehmen und mit dem 2. Armeeecorps, seinem linken Flügel, die Italiener aus der Stellung von Sommacampagna zu vertreiben. Das erste Armeeecorps sollte sich auf Baleggio und den Monte Bento stützen und sich defensiv verhalten; hinter
dieser Linie, bei Oliosi, stand das Reservecorps. Das 3. Armee-
corps endlich war nach Peschiera vorgeschoben, um etwaigen
von Norben kommenden Angriffen zu begegnen. Carl Albert
seinerseits gedachte am nächsten Tage einen Frontalangriff gegen
die Österreicher auszuführen und zugleich über Custozza deren
linke Flanke zu umgehen.

Glühend heiß brannte am 25. die Sonne hernieder, als
gegen Mittag die Hauptmacht der Piemontesen mit dem öster-
reichischen 2. Corps auf der ganzen Linie von Sommacampagna
über Berettava bis zum Monte Godio zusammentraf. Auf
beiden Seiten schlug man sich mit großer Entschlossenheit; die
Führer leiteten persönlich den Kampf, welcher den Ausgang des
Krieges entscheiden sollte, und feuerten ihre Truppen an. Wie
gewöhnlich setzte sich Carl Albert rücksichtslos den feindlichen
Regimenter aus, aber auch Radekky ritt mit seinem ganzen Gefolge
bis in die Plänkerketten hinein. Vor dem Flecken Somma-
campagna kam lange Zeit hindurch der Angriff der Österreicher
zum Stehen; schon verzweifelte man daran, die Piemontesen
aus dem starken Mauerwerk zu vertreiben, als eben zur rechten
Zeit die Brigade Perin eintraf, welche der Commandant von
Verona, General Haynau, mit richtigem Blicke zu Hülfe gesandt
hatte. Von zwei Seiten wurde jetzt ein Sturmangriff unter-
nommen, welchem die Piemontesen nicht zu widerstehen vermoch-
ten. Nach einem hartnäckigen Häuserkampf räumten sie gegen
Abend das Dorf. Die Österreicher waren zu ermatte, um sie
t zu verfolgen, viele von ihnen sanken vor Erschöpfung zu Boden.
Zu gleicher Zeit hatte die Brigade Fritz Liechtenstein Berettara,
die Ungarn den Monte Boscone gestürmt. Um den Monte
Godio dagegen tobt bis zum Abend ein Kampf, welcher von
den Österreichern selbst als ein verzweifelter bezeichnet wird.
Man musste die Regimenter des Fürsten v. Schwarzenberg heran-
ziehen, welche, als sie anlangten, in Folge der glühenden Hitzes bereits
ein Drittel ihrer Mannschaft an Todten und Ermatteten verloren
hatten. Mit Hülfe dieser Bataillone gelang es endlich auch hier,
den Feind zu werfen und nach Custozza zurückzutreiben.

Während somit das 2. Corps siegreich vordrang, hatte auf
dem rechten Flügel das erste sich standhaft gegen die Angriffe

tische Eindruck, welchen die Niederlage auf die schon erschütterte piemontesische Armee machte. Schon am Tage nach der Schlacht zeigten sich die ersten Symptome der Zerrüttung, welche binnen Kurzem das einzige solche und siegesfreudige Heer ergreifen sollte.

Allein auch die Österreicher hatten ihren Sieg teuer bezahlt. Sie geben an, an den drei Kampftagen 18 Offiziere und 237 Mann an Toten, 48 Offiziere und 1039 Mann an Verwunden, 1 Offizier und 628 Mann an Vermistem eingebüßt zu haben. Die Verluste der Brigade Simbichen sind hierbei noch nicht einbeziffert, so daß sich Alles in Allem die Summe von nahezu 3500 Kampfunfähigen ergiebt.

Diese großen Verluste mögen auch daran Schuld gewesen sein, daß der Rückzug der Piemontesen, welcher noch in der


- Den Österreicichern hatte der Straßenkampf in Bolta 20 Offiziere und 482 Mann gekostet; weit größer aber war die Einbuße, welche der moralische Eindruck dieses Geschehens der piemontesischen Armee zufügte. Die Manneszucht begann sich zu lockern, von den im Kampf gewesenen Brigaden Savoyen und Königin liefen die Soldaten aus einander und flüchteten, ohne auf irgend welche Befehle mehr zu hören, in vollster Unordnung nach Goito und von da weiter, dem Heere voraus. Bald verbreitete sich die Demoralisation durch die gesamte Armee; die lombardischen Kommissäre waren geschohen, die Proviantvorräthe von den Marrodeurs geplündert, so daß die Truppen Hunger litten, die Straßen waren durch die Bagage und flüchtende lombardische Familien verstopt und mit Waffen und Ausrüstungstück den bedeckt, die allgemeine Stimmung des Art, daß von einer zweiten Schlacht keine Rede sein konnte. Ein in Goito abgehaltener Kriegsrath sprach sich einstimmig dahin aus, daß die völlig zerrüttete Armee vor Allem der Ruhe und Erholung bedürfe.


Radešky marshirt e ihn sofort nach; er ließ vor Peschiera den Feldmarschall-Lieutenant Haynau mit dem 3. Armee Korps zurück und überschritt am 30., ohne Widerstand zu finden, den Oglio.
Rückzug der Piemontesen.

Noch hatte es den Anschein, als beabsichtigten die Piemontesen, in Cremona die Österreicher zu erwarten, allein die Entmutigung war bereits so groß, daß General Bava keine Schlacht wagte. Nach einem unbedeutenden, am 30. stattgebahnten Geplänkel ging er über die Adda zurück, worauf sich Cremona alsbald den Österreichern ergab und von diesen besetzt wurde.


Im Laufe des 3. August langte die piemontesische Armee, nachdem sie sich mit Mühe durch das mit Fahrzeugen aller Art vollgestopfte Défilé von Melegnago gewunden, bei Mailand an und bezog vor der Stadt eine weitläufige Stellung, welche sich im Halbkreise von Chiesa Rossa über Gambaloita bis zu der Porta Orientale ausdehnte. Hier sollte nach dem Willen Carl Alberts noch einmal der österreichischen Armee Stand gehalten werden.


Die Mißerfolge Carl Alberts hatten in überraschend kurzer Zeit die Begeisterung gedämpft, welche bisher für den „Degen Italiens“ geherrscht hatte. Der Jubel, der ihn bisher empfangen, hatte nur der Sache, welche er vertrat, nicht seiner Person gegolten. Man wußte, daß er der Einzige war, welchem das schwere Werk der Befreiung Italiens glücken konnte, und darum hatten bisher selbst die Mazzinisten, deren Ideal die italienische Republik war, gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Jezt plötzlich war der Nimbus geschwunden. Die Mailänder, die

zu bringen, aber sie ließen sich lieber von den Pferden zertreten. “Nie im ganzen Laufe meines militärischen Lebens habe ich eine solche Entwürdigung gesehen, sie wollten Alles erdulden, selbst den Tod, ohne zu klagen, ohne ein Wort zu sagen, nur schlagen wollten sie sich nicht.”
Lombarden erkannten, daß sie sich und ihr Schicksal einem Manne anvertraut hatten, der zwar die Mittel befaß, Großes zu vollbringen, allein nicht die Kraft, um jene Mittel richtig zu gebrauchen. Daß die Lombarden nicht selbst das Außerordentliche aufgeboten hatten, um sich zu verteidigen und zu retten, darüber ging man hinweg und häufte den ganzen Zorn, welchen die Ermüdung der letzten Tage hervorgerufen, auf das Haupt des unglücklichen Sardenkönigs.


Am nächsten Tage jedoch, als vor den Thoren Mailands sich der Kampf entspannte und der Kanonendonner die Bewohner überzeugte, daß die piemontesische Armee zur Vertheidigung der Stadt entschlossen sei, schlug die Stimmung wieder um. Man sorgte für die Soldaten, pflegte die Verwundeten und begann, wie in den Märztagen, die Straßen zur Vertheidigung herzurichten. Allein in der Nacht vom 4. zum 5.
hielt der König, nachdem bereits sämtliche Truppen nach Mailand zurückgezogen waren, einen Kriegsrath ab, welcher ein niederschlagendes Resultat ergab.

Es mangelte an Munition, da die Truppentreue sich verschafften hatten und die große Bagage bereits nach Piacenza abgegangen war. Lebensmittel waren nur mehr für drei Tage vorhanden, in der Kriegskasse befanden sich noch 20 000 Franken. Unter diesen Umständen war Widerstand Wahnsinn und mußte nur zur völligen Vernichtung der Armee führen. Einstimmig erklärte der Kriegsrath, daß Mailand unhaltbar sei. Sofort begaben sich zwei Generale in das Lager Nadelt's nach San Donato und boten ihm die Capitulation Mailands und die Räumung der Lombardei an, wenn er den piemontesischen Truppen freien Abzug gestatten und sich verpflichten wolle, Leben und Eigenthum der Mailänder zu schützen und jeden, welcher sich dem Heere anschließen wolle, ungehindert ziehen zu lassen. Nadelt's ging hierauf ein.


„Ich trat auf den Balcon“, schrieb Bava dem nun folgenden Auftritt, „um zu sehen, was der Lärm bebedeute. Eine wütende Rotte empfing mich mit den schmählichsten Schimpfredis und drohte mir den Tod. In dem Getöse konnte man nichts mehr verstehen. Ich trat ins Haus zurück und fand dort zu meinem Schrecken einen wütenden Kerl, der mit glühenden,
von Zorn hervorgerufenen Augen heftig über das bevorstehende Unglück der Stadt und seiner Familie deklamierte. Wir suchten Alle ihn zu beruhigen, aber vergebens, er wurde nur wütender; er schrie, daß es auf der Straße gehört wurde, offenbar seine Absicht, um die Wuth auch dort zu steigern. Er verlangte, vor den König zu kommen und als ihn das gewährt wurde, machte er eine Menge unfinniger Forderungen durch einander, besonders aber die, der König solle sich der Menge zeigen, welche glaube, er sei gestohlen. Wahrcheinlich war der Berrütte beauftragt, sich zu überzeugen, ob der König noch da sei."

"Die Nationalgarde vom Dienst war vertrieben worden, und als jener wütende, aus allen Nationen bestehende Haufen erschien und den Hof des Palastes überwucherte, fanden sich nur noch einige muthige Carabiniere auf der großen Treppe."

"Dieser Pöbelhaufen schrie beständig Berrath und drohte mit dem Gesichte des unglücklichen Prinza, wenn die Feindhelligkeiten gegen den gemeinsamen Feind nicht fortgefegt würden."

"Unsere Lage wurde mit jedem Augenblicke schlimmer und wahrhaft entsetzlich. Allein, mitten in Mailand, mehr als eine Mischung von der Armee entfernt, durch eine Anzahl Barrikaden von ihr getrennt, war nichts leichter, als uns umzubringen, und ich gestehe, während meiner langen kriegerischen Laufbahn mich nie in größerer Lebensgefahr geglaubt zu haben."

"Indessen erschien eine Deputation beim König; er empfing sie gütig und freundlich und fragte, was man wolle. «Krieg oder Tod», war die Antwort, «wenn Ew. Majestät nicht auf unsere Forderungen eingehen, so ist Ihr Leben in Gefahr, es ist keine Macht vorhanden, welche in diesem Augenblicke der Wuth der Bevölkerung entgegentreten könnte»."

"Der König schien einen Augenblick betroffen von solcher Verruchtheit, gleich nachher aber, indem er uns Alle entließ, erwiberte er den Deputirten gütig, aber mit Ernst, in Kurzem würden sie Antwort bekommen."

"Als die Generale wieder hereintraten, sagte er zu mir: Sie wollen durchaus den Krieg; ich aber antwortete: Wenn Krieg sein soll, so besser gegen die Oesterreicher als unter den Augen des Feindes gegen uns selbst!"
„Alle Anwesenden unterstützten den Rath, und der König gab mir auf, dem Volke seinen veränderten Entschluß bekannt zu machen."


„Ein anderer Redner von einem Stuhlle herunter versichert im Namen der Menge zu sprechen und schließt seine Phrasen häufig mit der Frage: Nicht wahr, das ist es, was Ihr wollt? Ein donnerndes Ja ist jedesmal die Antwort. Ein lombardischer Offizier, welcher zur Seite des Königs stand, gab auf alle diese Fragen entschiedene Antworten. Die Scene dauerte länger als eine halbe Stunde, endlich schien das Volk, als es Alles verstanden, sich etwas zu beruhigen."

„Ich wollte die anscheinende Ruhe dazu benutzen, aus dem Palaft zu kommen, aber vergebens, beschimpft, gestoßen, bedroht mußte ich zurückkehren. Da wandte ich mich endlich an einen der Aufwiegler und machte es geltend, daß, wenn sie mich so zurückhielten, ich unmöglich die nötigen Befehle geben und die Truppen gegen den Feind zurückführen konnte. Ich überzeugte ihn zuletzt, daß ich unumgänglich nöthig im Lager sei. Darauf nahmen mich zwei unter den Arm, ein Dritter ging voraus, schrie meinen Namen, meinen Titel, und so gelang es endlich, durch die Masse durchzukommen. Auf dem Wege umarmten mich Hunderte, als sie hörten, ich gehe zurück, um die Feind- feligkeiten wieder anfangen zu lassen, Andere, die davon nichts wüßten, thaten mir jeden Schimpf an."

„Man warf mich endlich, Gott weiß wie, auf ein Pferd und begleitet von zwei Mantuanern, lombardischen Offizieren, gelang es, mit meinem Adjutanten das Lager zu erreichen."

„Um zwei Uhr Morgens am 6.“, berichtet Bava weiter, „verließ der König das Collegium Calchi Rangi, um unter derselben Bedeckung, welche ihn aus dem Palaste Greppi begleitet, nach der Porta Vercellina zu kommen. Rasendes Geschehn, Aufforderungen an das Volk, ihn nicht aus den Thoren zu lassen, häufige Flintenschüsse. Das Sturmblätzen aller Glocken begleiteten uns durch die Straße degli Spalbi; dichte Fensterfahnen umher, nur von brennenden Häusern erleuchtet, welche Bosheit und Plünderungsflucht angesacht hatten. Ein furchtbares Bild! So schnöder Undank, solche Wildheit empörte jedes Herz. Unsere Soldaten sahen in den bewaffneten Bürgern, die ihnen begegneten, was häufig geschah, nur Meuchelmörder. Sie waffen sie nieder und hielten sie fest, bis der König vorüber war.“

„Die Vorjehung verhütete, daß sich uns die empörte Menge in den Weg warf. Gott sei Dank! Das Maß war übervoll, die Gebulb erschöpfte, und eine furchtbare Strafe wäre gefolgt. Die Porta Vercellina war durch brennende Barrikaden geschlossen; nur mit Mühe war das Feuer zu löschen, die Artillerie konnte durchziehen, der König war gerettet. Die Armee trat ihren Rückzug an und ging über Magenta und Abiajegrasso am folgenden Tage über die Grenze zurück, welche sie 20 Wochen
früher mit den größten und zuversichtlichsten Hoffnungen über- 
schritten hatte."

Mit dem Heere zusammen hatten viele Tausende von Mail- 
ländern, nahezu ein Drittel der Einwohnerschaft, ihre Vaterstadt 
al Flüchtlinge verlassen, um sich der Rache der Österreicher 
zuziehen. In der entvölkerten und ausgestorbenen Stadt 
begann am Morgen des 6. August der Pöbel sein Werk. Man 
machte sich daran die Häuser zu erbrechen und zu plündern, eine 
völlige Anarchie schien einzureißen, und die geängstigten Bürger 
musten die Österreicher, welche auf den Wunsch der gänzlich 
machtlosen Stadtbewohner früher als verabredet, schon um 
10 Uhr Vormittags einrückten, geradezu als Ketten begrüßen.

Am folgenden Tage schon bat der König um einen dreiktägigen 
Waffenstillstand, welcher ihm von Radekthy gegen die 
unbebildete Auswechslung jämmerlicher Kriegsgefangenen bewilligt
wurde. Am 9. August kam eine weitere sechswöchentliche 
Waffenruhe zu Stande; die Piemontesen verpflichteten sich darin, 
die noch von ihnen befestigten Festungen Peschiera, Rocca d'Unfo 
und Osopo und die Stadt Brescia den Österreichern auszuleiehen, Benedig, Modena und Parma gänzlich, das Großherzog-
thum Piacenza größtentheils zu räumen, und ihre Flotte zurück-
zubringen. Als Demarcationslinie wurde die Grenze zwischen 
dem Königreich Piemont und der Lombardie angenommen.

In Folge dieses Vertrages wurden am 14. August das 
von Haynau bereits stark bebrohte Peschiera sowie Rocca 
d'Unfo übergeben. Osopo dagegen, wohin sich, wie früher er-
wähnt, ein Theil der venetianischen Freiherren geshlüchtet, hielt 
sich hartnäckig bis zum 14. October.

In Benedig war auf die Nachricht von dem Falle Mailands 
die Anerkennung Carl Alberts als Oberhauptes von Oberitalien 
widerrufen und am 10. August die Republik proclamirt worden. 
Zwar zogen nach dem Wortlaute des Vertrages die Piemontesen 
aus der Lagunenstadt ab; allein die mehr als 10000 Frei-
schärl, welche außerdem noch in Benedig standen, fechten mit 
den Venetianern selbst unentwegt die Vertheidigung fort, so daß 
es den Österreichern für das Erste nicht gelang, sich wieder des 
jog unbezogenen preisgegebenen Platzes zu bemächtigen.

Der Großherzog von Toskana unterwarf sich den Österreichen völlig und versprach, für Ruhe in seinem Lande sorgen zu wollen. Seine Stellung zu seinen Untertanen war allerdings bereits derartig, daß er sich überhaupt nur noch mit Mühe auf dem Throne zu behaupten vermochte.


In Mailand hatte bereits am 6. August Nabecky die provisorische Regierung der Lombardei an sich genommen. Selbst seine Gegner mußten ihm zugestehen, daß die Maßnahmen, welche er zur Beruhigung des aufgeregten Landes traf, nach Lage der Dinge milde und gerecht zu nennen waren.

Die Schweiz wurde jetzt das Aushilfswerk, welche sich der Bergleitung der Österreicher zu entziehen versuchten oder den Waffenstillstand mißbilligten. Zahlreiche Freischärler und vereinzelte piemontesische Soldaten und Abtheilungen, sowie politisch compromittirte Nichtcombattanten überschritten die Grenze der Eidgenossenschaft, in welcher rasch gebildete Hülfsvorsteine die dringendste Notth der Flüchtlinge zu lindern suchten. Auch größere Corps zogen sich hierher zurück, so noch am 20. August
das mehrere tausend Mann und 20 Geschütze starke Freicorps Griffini.

IV. Abschnitt.

Die Ereignisse in Berlin.

1. Die März-Erungenschaften.


Rascher als an anderen Orten war in Berlin dem kurzen Rausche des Märztes die Ernüchterung gefolgt. Eine jugendliche Begeisterung für ein verschwommenes Freiheitsideal, wie sie in Wien den ganzen Sommer hindurch anhielt, ein theatricalischer Pomp, mit welchem die Franzosen ihre Revolution verzierten, konnten vor der kühl denkenden, zu Ironie und Sarkasmus neigenden Sinnesart der preußischen Hauptstadt nicht lange bestehen. Schon wenige Tage nach dem 18. März tauchte die Frage auf, ob man überhaupt eine Revolution gehabt habe. Daß jene blutige Frühlingsnacht eine bedeutende Veränderung
im Ansehen und Treiben Berlins hervorgebracht, konnte allerdings Niemand leugnen. Die schimmernden Uniformen der Garde waren verschwunden und die abenteuerlichen Erscheinungen der Bürgerwehr an ihre Stelle getreten; anstatt des sonst so ruhigen und geregelter öffentlichen Lebens war ein tumultuarisches Straßenreiben entstanden.


In dieser Nationalgarde machte sich der Fehler der Soldaten­spieleerei sofort fühlbar. Es mangelte eine einheitliche, straffe Organisation, und zu einem großen Theile auch die Lust und Liebe zu der Sache. Nachdem der Reiz der Neuheit geschwunden, erreichten die ausrückenden Bürgerwehrabteilungen selten mehr als ein Drittel ihres nominellen Bestandes, ein Umstand, welcher nicht weiter auffällig ist, wenn man sich erinnert, daß zahlreiche Bürger sich nur gezwungen — so namentlich alle Beamten, in Folge eines ausdrücklichen Befehles der Regierung — hatten zu der Nationalgarde einschreiben lassen und daher dem Wachdienste, den fortwährenden Alarmierungen, den Zusammentritten mit dem „Volke" wenig Freude abzugewinnen vermochten.

Das Institut der Bürgerwehr war selbst in dem durch und durch militärischen Berlin von vorn herein ein Verschötes. „Daß eine bewaffnete Macht ohne Disziplin", schreibt Gneist, „in der nordamerikanischen Republik so gut eine Unmöglichkeit sei wie unter der russischen Despotie, war dieser Bürgerwehr nicht zum Bewußtsein zu bringen. Sie befeigte alle Wachen mit uner-
Die Bürgerwehr.

Commando "Gewehr auf!" und "Gewehr ab!" Folge leistete, so geschah es dennoch mit dem vollen Bewußtsein, daß über diese Fragen eigentlich hätte abgestimmt werden müssen!"


Während der folgenden Wochen fanden in Berlin vielfache Arbeitseinstellungen statt, welche größtenteils durch Uebereinkunft

find noch die „Volksblätter“, der „Freischärler“, die „Volksstimme“
und die „Republik“ zu erwähnen. Auch in den Provinzen wuchs
diese Presse üppig empor. So hatte Breslau außer der „Allge-
meinen Oderzeitung“ und dem „Kreisboten“ den „Putsch“, in
Köln erschienen die „Neue Rheinische Zeitung“ (von Marx
redigiert), die „Neue Kölnische Zeitung“, die „Zeitung des
Arbeitervereins“ (später „Freiheit, Brüderlichkeit, Arbeit“), die
„Freien Blätter“, der „Wächter am Rhein“, in Stettin der
„Wächter an der Ostsee“, in Erfurt der „Teleograph“, in Halle
die „Demokratische Zeitung“, in Liegnitz der „Demokrat“, in
Bielefeld der „Volksfreund“, in Münster die „Westfälische Volks-
halte“, in Düsseldorf die „Volksstimme“, in Hirschberg der
„Vorwärts“, in Schlesien der „Freischärler“, ferner die „Neue
Königsberger Zeitung“, die „Trierische Zeitung“, die „Bonner
Zeitung“ (von Rinkel redigiert), der „Rosenberg-Kreuzburger
Telegraph“ und viele andere.

Neben den periodischen Zeitschriften schrieb eine Straßenzu-
litteratur von Flugblättern und Proclamationen aller Art empor.
„Die rastlose Industrie“, schreibt Stahr, „welche die alten und
neuen Zeitungsblätter, die Placate und Maueranschläge, die
Tages- und Flugblätter, die Broschüren, Extrablätter und Carri-
caturen zu Tausenden produzierte und Theils unentgeltlich an
Bäumen und Straßenecken der Volkslektüre preisgab, Theils durch
ein rasch organisiertes Corps von vielen hundert fliegenden Buch-
händlern“, bestehend aus der Elite des Berliner Gominthums,
für geringes Geld in das Publicum schleuderte, diese wahrhaft
staunenswerte Industrie, von welcher bisher der ruhige Berliner
nur aus dem fernen Paris und London gehört und gelesen
hatte — sie sand ihresgleichen nur in der Leipzigh, mit welcher
Alt und Jung, Bornehlm und Gering, gehend und stehend, fah-
rend und reitend, das so Gebotene gierig verschlang.“

Entsprechend dem trivialen Charakter, welcher der Berliner
Revolution von dem Begräbnisse der Märschfallenen ab bis zu
ihrem Ausgang anhaftete, vermochten sich auch die Führer und
Leiter der demokratischen Bewegung nicht über das Niveau der
Mittelmäßigkeit zu erheben. Zu den bekanntesten Erscheinungen
der Volksversammlungen gehörte der gewesene Lieutenant Held,
Noch hatte es den Anschein, als beabsichtigten die Piemontesen, in Cremona die Österreicher zu erwarten, allein die Entmuthigung war bereits so groß, daß General Bava keine Schlacht wagte. Nach einem unbedeutenden, am 30. stattgebahnten Geplänkel ging er über die Adda zurück, worauf sich Cremona alsbald den Österreichern ergab und von diesen befest wurde.


1 Von dem am 2. stattgefundenen Arrieregarden-Gefechte bei Basaco erzählt General Bava selbst folgendes: „Gegen fünf Uhr Abends hörte man Kanonenfeuer von Lodi her. Ich eilte zu Pferde mit meinem Stab dorthin und fand nur noch einen Büchsenstau von der Stadt auf der Straße von Caviaga her eine ganze Brigade im Rückzug. Ich hielt sie an, um sie aufzustellen und einige vor der Front gelegene Häuser zu befeßen. Während ich aber mit diesen Anordnungen beschäftigt war, stoben viele Soldaten quer felderin, so daß ich einem Zug Cavallerie meiner Begleitung Befehl gab, sie einzuholen und mit Gewalt in ihre Reihen zurückzubringen. Einige dreißig dieser Feiglinge wären sich aber zur Erde, beteuerten, sie könnten nicht mehr fort, obschon sie an dem Tage Lebensmitteln erhalten und bis 5 Uhr Nachmittags still gelegen. Die Offiziere meines Stabes gaben sich alle Mühe, sie aufzuwachen und zurück-
Im Laufe des 3. August langte die piemontesische Armee, nachdem sie sich mit Mühe durch das mit Fahrzeugen aller Art vollgestopfte Defile von Melegnago gewunden, bei Mailand an und bezog vor der Stadt eine weiträumige Stellung, welche sich im Halbkreise von Chiesa Rossa über Gambaloita bis zu der Porta Orientale ausdehnte. Hier sollte nach dem Willen Carl Alberts noch einmal der österreichischen Armee Stand gehalten werden.


Die Mißerfolge Carl Alberts hatten in überraschend kurzer Zeit die Begeisterung gedämpft, welche bisher für den „Degen Italiens“ geherrscht hatte. Der Jubel, der ihn bisher empfunden, hatte nur der Tatsache, welche er vertraute, nicht seiner Person gegolten. Man wußte, daß er der Einzige war, welchem das schwere Werk der Befreiung Italiens glücken konnte, und darum hatten bisher selbst die Mazzinisten, deren Ideal die italienische Republik war, gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Jetzt plötzlich war der Nimbus geschwunden. Die Mailänder, die zubringen, aber sie ließen sich lieber von den Pferden zerrtreten.“ „Nie im ganzen Laufe meines militärischen Lebens habe ich eine solche Enttäuschung gesehen, sie wollten Alles er dulden, selbst den Tod, ohne zu flagen, ohne ein Wort zu sagen, nur schlagen wollten sie sich nicht.“
Lombarden erkannten, daß sie sich und ihr Schicksal einem Manne anvertraut hatten, der zwar die Mittel befaß, Großes zu vollbringen, allein nicht die Kraft, um jene Mittel richtig zu gebrauchen. Daß die Lombarden nicht selbst das Äußerste aufgeben hatten, um sich zu verteidigen und zu retten, darüber ging man hinweg und häufte den ganzen Zorn, welchen die Enttäuschung der letzten Tage hervorgerufen, auf das Haupt des unglücklichen Sarbenkönigs.


Am nächsten Tage jedoch, als vor den Thoren Mailands sich der Kampf entspann und der Kanonendonner die Bewohner überzeugte, daß die piemontesische Armee zur Verteidigung der Stadt entschlossen sei, schlug die Stimmung wieder um. Man sorgte für die Soldaten, pflegte die Verwundeten und begann, wie in den Märztagen, die Straßen zur Verteidigung herzurichten. Allein in der Nacht vom 4. zum 5.
hielt der König, nachdem bereits jämmerliche Truppen nach Mailand zurückgezogen waren, einen Kriegsrath ab, welcher ein niederschlagenes Resultat ergab.

Es mangelte an Munition, da die Truppenheere sich verschossen hatten und die große Bagage bereits nach Piacenza abgegangen war, Lebensmittel waren nur mehr für drei Tage vorhanden, in der Kriegskasse befanden sich noch 20000 Franken. Unter diesen Umständen war Widerstand Wahnsinn und mußte nur zur völligen Vernichtung der Armee führen. Einstimmig erklärte der Kriegsrath, daß Mailand unhaltbar sei. Sofort begaben sich zwei Generale in das Lager Rabeglys nach San Donato und boten ihm die Capitulation Mailands und die Räumung der Lombarbei an, wenn er den piemontesischen Truppen freien Abzug gestatten und sich verpflichten wolle, Leben und Eigenthum der Mailänder zu schützen und jeden, welcher sich dem Heere anschließen wolle, ungehindert ziehen zu lassen. Rabeglys ging hierauf ein.


„Ich trat auf den Balcon“, schildert Bava den nun folgenden Auftritt, „um zu sehen, was der Lärm bedeute. Eine wütende Rotte empfing mich mit den schmachvollsten Schimpfroden und drohte mir den Tod. In dem Gerüste konnte man nichts mehr verstehen. Ich trat ins Haus zurück und fand dort zu meinem Schrecken einen wütenden Kerl, der mit glühenden,
von Jorn hervorgetriebenen Augen heftig über das bevorstehende Unglück der Stadt und seiner Familie declamierte. Wir suchten ihn zu beruhigen, aber vergebens, er wurde nur wütender; er schrie, daß es auf der Straße gehört wurde, offenbar seine Absicht, um die Wuth auch dort zu steigern. Er verlangte, vor den König zu kommen und als ihm das gewährt wurde, machte er eine Menge unfinnger Forderungen durch einander, besonders aber die, der König solle sich der Menge zeigen, welche glaube, er sei gesoffen. Wahrscheinlich war der Berrückte beauftragt, sich zu überzeugen, ob der König noch da sei."

"Die Nationalgarde vom Dienst war vertrieben worden, und als jener wütende, aus allen Nationen bestehende Haufen erschien und den Hof des Palastes überchwemmte, fanden sich nur noch einige muthige Carabiniere auf der großen Treppe."

"Dieser Pöbelhaufen schrie beständig Berrath und drohte mit dem Geschicke des unglücklichen Prinza, wenn die Feindseligkeiten gegen den gemeinsamen Feind nicht fortgesetzt würden."

"Unsere Lage wurde mit jedem Augenblicke schlimmer und wahrhaft entsetzlich. Allein, mitten in Mailand, mehr als eine Migsie von der Armee entfernt, durch eine Anzahl Barrikaden von ihr getrennt, war nichts leichter, als uns umzubringen, und ich gestehe, während meiner langen kriegerischen Laufbahn mich nie in größerer Lebensgefahr geglaubt zu haben."

"Indessen erschien eine Deputation beim König; er empfing sie gutig und freundlich und fragte, was man wolle. »Krieg oder Tod, war die Antwort, »wenn Ew. Majestät nicht auf unsere Forderungen eingehen, so ist Ihr Leben in Gefahr, es ist keine Macht vorhanden, welche in diesem Augenblicke der Wuth der Bevölkerung entgegentreten könnte."

"Der König schien einen Augenblick betroffen von solcher Verwegenheit, gleich nachher aber, indem er uns alle entließ, erwiderte er den Deputirten gutig, aber mit Erns, in Kurzem würden sie Antwort bekommen."

"Als die Generale wiederhereintraten, sagte er zu mir: Sie wollen durchaus den Krieg; ich aber antwortete: Wenn Krieg sein soll, so besser gegen die Oesterreicher als unter den Augen des Feindes gegen uns selbst!"
"Alle Anwesenden unterstützten den Rath, und der König gab mir auf, dem Volke seinen veränderten Entschluß bekannt zu machen."


"Ein anderer Redner von einem Stuhle herunter versichert im Namen der Menge zu sprechen und schließt seine Phrasen häufig mit der Frage: Nicht wahr, das ist es, was Ihr wollt? Ein donnerndes Ja ist jedesmal die Antwort. Ein lombardischer Offizier, welcher zur Seite des Königs stand, gab auf alle diese Fragen entschiedene Antworten. Die Szene dauerte länger als eine halbe Stunde, endlich schien das Volk, als es Alles verstanden, sich etwas zu beruhigen."

"Ich wollte die anscheinende Ruhe dazu benutzen, aus dem Palast zu kommen, aber vergebens, beschimpft, gestoßen, bedroht mußte ich zurückkehren. Da wandte ich mich endlich an einen der Aufwiegler und machte es geltend, daß, wenn sie mich so zurückhielten, ich unmöglich die nötigen Befehle geben und die Truppen gegen den Feind zurückführen könne. Ich überzeugte ihn zuletz, daß ich unumgänglich nöthig im Lager sei. Darauf nahmen mich zwei unter den Arm, ein Dritter ging voraus, schrie meinen Namen, meinen Titel, und so gelang es endlich, durch die Masse durchzukommen. Auf dem Wege umarmten mich hunderte, als sie hörten, ich gehe zurück, um die Feindseligkeiten wieder anfangen zu lassen, Anbere, die davon nichts wußten, thaten mir jeden Schimpf an."

"Man warf mich endlich, Gott weiß wie, auf ein Pferd und begleitet von zwei Mantuanern, lombardischen Offizieren, gelang es, mit meinem Adjutanten das Lager zu erreichen."

„Um zwei Uhr Morgens am 6.“, berichtet Bava weiter, „verließ der König das Collegium Calchi Nangi, um unter derselben Bedeckung, welche ihn aus dem Palaste Greppi begleitet, nach der Porta Vercellina zu kommen. Rasendes Geschrei, Aufforderungen an das Volk, ihn nicht aus den Thoren zu lassen, häufige Flintenschüsse. Das Sturmläuten aller Glocken begleiteten uns durch die Straße degli Spaldi; dichte Finsterniß umher, nur von brennenden Häusern erleuchtet, welche Bosheit und Plünderungsfucht angesacht hatten. Ein juchtbares Bild! So schönder Undank, solche Wildheit empörte jedes Herz. Unsere Soldaten fahen in den bewaffneten Bürgern, die ihnen begegneten, was häufig geschah, nur Meuchelmörder. Sie warfen sie nieder und hielten sie fest, bis der König vorüber war.“

„Die Vorzeichung verhütete, daß sich uns die empörte Menge in den Weg warf. Gott sei Dank! Das Maß war übervoll, die Geduld erschöpft, und eine juchtbare Straße wäre gesegol. Die Porta Vercellina war durch brennende Barrifaden geschlossen; nur mit Mühe war das Feuer zu löschen, die Artillerie konnte durchziehen, der König war gerettet. Die Armee trat ihren Rückzug an und ging über Magenta und Abiajegrasso am folgenden Tage über die Grenze zurück, welche sie 20 Wochen
früher mit den größten und zuversichtlichsten Hoffnungen über- 
schritten hatte."

Mit dem Heere zusammen hatten viele Tausende von Mai-
ländern, nahezu ein Drittel der Einwohnerschaft, ihre Vaterstadt 
als Flüchtlinge verlassen, um sich der Nächte der Osterreicher 
zu entziehen. In der entvölkernten und ausgestorbenen Stadt 
begann am Morgen des 6. August der Pöbel sein Werk. Man 
machte sich daran die Häuser zu erbrechen und zu plündern, eine 
völlige Anarchie schien einzutreten, und die geängstigten Bürger 
mußten die Osterreicher, welche auf den Wunsch der gänzlich 
machtlosen Stadtbewohner früher als verabredet, schon um 
10 Uhr Vormittags einrücken, geradezu als Retter begrüßen.

Am folgenden Tage schon bat der König um einen dreitägigen 
Waffenstillstand, welcher ihm von Nadezko gegen die 
unbedingte Auswechslung sämtlicher Kriegsgefangenen bewilligt 
war. Am 9. August kam eine weitere sechswochentliche 
Waffenruhe zu Stande; die Piemontesen verplichteten sich darin, 
die nach von ihnen befestigten Festungen Peschiera, Rocca d'Unfo 
und Ospopo und die Stadt Brescia den Osterreichern auszu-
liefern, Benedig, Modena und Parma gänzlich, das Großherzog-
thum Piacenza größtentheils zu räumen, und ihre Flotte zurück-
zubrusen. Als Demarcationslinie wurde die Grenze zwischen 
dem Königreich Piemont und der Lombardie angenommen.

In Folge dieses Vertrages wurden am 14. August das 
von Haydnau bereits stark bedrängte Peschiera sowie Rocca 
d'Unfo übergeben. Ospopo dagegen, wohin sich, wie früher er-
wähnt, ein Theil der venetianischen Freischaren geschlüchtet, hielt 
sich hartnäckig bis zum 14. Oktober.

In Benedig war auf die Nachricht von dem Falle Mailands 
die Anerkennung Carl Alberts als Oberhaupts von Osteritalien 
widerrufen und am 10. August die Republik proclamirt worden. 
Zwar zogen nach dem Wortlaute des Vertrages die Piemontesen 
aus der Lagunenstadt ab; allein die mehr als 10000 Frei-
ischärer, welche außerdem noch in Benedig standen, segten mit 
den Venetianern selbst unentwegt die Vertheidigung fort, so daß 
es den Osterreichern für das Erste nicht gelang, sich wieder des 
ofunbefonnenen preisgegebenen Platzes zu bemächtigen.
Ende des Krieges.


Der Großherzog von Toscana unterwarf sich den Deisterreichern völzig und versprach, für Ruhe in seinem Lande sorgen zu wollen. Seine Stellung zu seinen Untertanen war allerdings bereits derartig, daß er sich überhaupt nur noch mit Mühe auf dem Throne zu behaupten vermochte.


In Mailand hatte bereits am 6. August Kadesh die provisorische Regierung der Lombardei an sich genommen. Selbst seine Gegner mußten ihm zugestehen, daß die Maßnahmen, welche er zur Beruhigung des aufgeregten Landes traf, nach Lage der Dinge milde und gerecht zu nennen waren.

Die Schweiz wurde jetzt das Abl aller derer, welche sich der Bergeltung der Deisterreicher zu entziehen versuchten oder den Waffenstillstand mißbilligten. Zahlreiche Freischärler und vereinzelte piemontesische Soldaten und Abtheilungen, sowie politisch compromittirte Nichtcombattanten überschritten die Grenze der Eidgenossenschaft, in welcher rasch gebildete Hülfsvereine die dringendste Noth der Flüchtlinge zu lindern suchten. Auch größere Corps zogen sich hierher zurück, so noch am 20. August
das mehrere tausend Mann und 20 Geschütze starke Freicorps Griffini.

IV. Abschnitt.
Die Ereignisse in Berlin.

1.
Die März-Erungenschaften.


Nicht anders an anderen Orten war in Berlin dem kurzen Raube des März die Ernüchterung gefolgt. Eine jugendliche Begeisterung für ein verschwommenes Freiheitsideal, wie sie in Wien den ganzen Sommer hindurch anhielt, ein theatralischer Pomp, mit welchem die Franzosen ihre Revolution verzierter, konnten vor der kühl denkenden, zu Ironie und Sarkasmus neigenden Sinnesart der preußischen Hauptstadt nicht lange bestehen. Schon wenige Tage nach dem 18. März tauchte die Frage auf, ob man überhaupt eine Revolution gehabt habe. Daß jene blutige Frühlingsnacht eine bedeutsende Veränderung
im Aussehen und Treiben Berlins hervorgebracht, konnte aller­
dings Niemand leugnen. Die schimmernden Uniformen der Garde
waren verschwunden und die abenteuerlichen Erscheinungen der
Bürgerwehr an ihre Stelle getreten; anstatt des sonst so ruhigen
und geregeltten öffentlichen Lebens war ein tumultuarisches Straßen­
treiben entstanden.

den Bürger die Besorgnis vor der Anarchie. Eine ungeheure Verantwortlichkeit lastete auf seinen Schultern mit dem eisernen
Zauberstab der Ruhe und Ordnung, den man ihm durch die
Bürgerbewaffnung in die Hand gegeben hatte. Der alte Staat
war vorzugsweise ein Staat der Ruhe und Ordnung gewesen.
Bisher war der Bürger selbst vom „Staate“ in Ordnung ge­
halten worden, jetzt sollte er den Staat in Ordnung halten.“

In dieser Nationalgarde machte sich der Fehler der Soldaten­
spielerei sofort fühlbar. Es mangelse eine einheitliche, strikte
Organisation, und zu einem großen Theile auch die Luft und
Liebe zu der Sache. Nachdem der Reiz der Neuheit geschwil­
den, erreichten die auszrückenden Bürgerwehrabtheilungen selten
mehr als ein Drittel ihres nominellen Bestandes, ein Umstand,
welcher nicht weiter auffällig ist, wenn man sich erinnert, daß
zahlreiche Bürger sich nur gezwungen — so namentlich alle
Beamten, in Folge eines ausdrücklichen Befehles der Regierung —
hatten zu der Nationalgarde einschreiben lassen und daher dem
Wachtdienste, den fortwährenden Alarmirungen, den Zusamment­
thöhen mit dem „Volke“ wenig Freude abzugewinnen ver­
mochten.

Das Institut der Bürgerwehr war selbst in dem durch und
durch militärischen Berlin von vorn herein ein verfehltes. „Daß
eine bewaffnete Macht ohne Disziplin“, schreibt Gneist, „in der
nordamerikanischen Republik so gut eine Unmöglichkeit sei wie
unter der russischen Despotie, war dieser Bürgerwehr nicht zum
Bewußtsein zu bringen. Sie bejegte alle Wachen mit uner­
Commando "Gewehr auf!" und "Gewehr ab!" Folge leistete, so geschah es dennoch mit dem vollen Bewußtsein, daß über diese Fragen eigentlich hätte abgestimmt werden müssen!"


Während der folgenden Wochen fanden in Berlin vielsache Arbeitseinstellungen statt, welche größtentheils durch Uebereinkunft


Neben den periodischen Zeitsschriften schuf eine Straßenschriftliteratur von Flugblättern und Proclamationen aller Art empor. „Die rasilose Industrie“, schreibt Stahrv, „welche die alten und neuen Zeitungsblätter, die Placate und Maueranschläge, die Tages- und Flugblätter, die Broschüren, Extraklätter und Caricaturen zu tautenden produzierte und theils unentgeltlich an Bäumen und Straßenecken der Volkslektüre preisgab, theils duch ein rach organisirtes Corps von vielen hundert „fliegenden Buchhändlern“, bestehend aus der Elite des Berliner Samenfuhns, für geringes Geld in das Publicum schleuderte, diese wahrhaft staunenswerth Industrie, von welcher bisher der ruhige Berliner nur aus dem jeneren Paris und London gehört und gelesen hatte — sie stand ihresgleichen nur in der Rzewschina, mit welcher Akt und Jung, Bornehm und Gering, gehend und stehend, fahrend und reitend, das so Gebotene gierig verschlang.“

Entsprechend dem trivialen Charakter, welcher der Berliner Revolution von dem Begräbnisse der Märzgefallenen ab bis zu ihrem Ausgänge anhaftete, vermochten sich auch die Führer und Leiter der demokratischen Bewegung nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit zu erheben. Zu den bekanntesten Erscheinungen der Volksversammlungen gehörte der gewesene Lieutenant Held,

Neben Held traten ein weiterer gewesener Offizier, von Corvin, dann der Arbeiter Eichler, der Student Schlössel, Julius Berends, Jung, Schäfer, Krause und Andere hervor. Ihnen Allen war, von den Führern der Bewegung bis zu den niedrigsten Vertretern der Demagogie, einem "Lindenmüller" und Karbe herab, eins gemeinsam, die völlige Unklarheit und Verwirrung in Betreff dessen, was sie selbst bestrebten.

Schon fast unmittelbar nach dem Straßenkampfe offenbarte bereits ein kennzeichnendes Ereigniß, daß die Berliner Bewegung eines wirklichen Kernes entbehre. Die Berliner verlangten das Militärr, welches sie eben noch so erbittert bekämpft hatten, bereits wieder zurück.

und von Friedrich Wilhelm, welcher zur Zeit sich völlig im Banne der Revolution befand und an eine Auflösung derselben mit der Armee glaubte 1, das folgende Schreiben erhalten:


Selbstgeschrieben am 21. März 1848.

Friedrich Wilhelm."

Die aus Berlin entfernten Gardetruppen hatten inzwischen in Potsdam, Spandau und der Umgegend, namentlich in Teltow, Nauen, Saarmund, Drewitz, Marquardt, Liezow, Bredow, Karlow, Gütergoz, Gliedow und anderen Orten Cantonments bezogen und erwarteten hier die weiteren Befehle. Nun sollten sie, die stolzsten Regimenter der Monarchie, in deren Offiziercorps die Blüte des preußischen Adels sich vereinigte, die Demütigung erleiden, von einem Thierarzte, und durch Vermittlung eines Schneider's und Cattundruckers, in ihre Garnison zurückgeführt zu werden.


---

1 In Potsdam hatte der König zu den Offizieren eine Rede gehalten und darin u. a. Folgendes gesagt: "Ich wünsche, daß auch das Offiziercorps den Geist der Zeit ebenso erfassen möge, wie ich ihn erfahrt habe, und daß Sie alle von nun an ebenso als treue Staatsbürger sich bewahren mögen, wie Sie sich als treue Soldaten bewährt haben".

2 „Zweitausend Mann der Bürgerwehr“, berichtet die „Vossische Zeitung" vom 21. März, „waren in Abtheilungen von je 20 Mann heraus-

zum Chef erwählt worden war. Schon in den ersten Tagen ihres Bestehens zeigten sich jedoch bei der Bürgerwehr seine Mängel, an welchen alle derartigen Einrichtungen leiden, das Fehlen der soldatischen Erziehung und Ausbildung, deren jede bewaffnete Macht dringend bedarf.

"In diesem Zustand, wo Alles vertrauenslos hin- und her- schwebte, erwachte ein weitverbreiteter Ruf nach einem energischen Ministerium. Dies wurde damals das Stichwort des Tages. Ein großer Staatsmann und er allein könnte und sollte uns aus dieser Lage reißen. Auf ihn wartete die Bevölkerung wie auf ihren Messias."


1 Gneist, S. 7.


Camphausen war durchaus kein solcher Staatsmann, wie ihn eine stürmisch bewegte Zeit erfordert. „Die Tiefe, aus welcher Camphausen seine Anstichen schöpfst, die Ruhe, mit der er sie geltend macht, die Einheit der Formen, in die er sie kleidet, — das Alles ist nicht geeignet, seinem Anstretten rasche und schlagende Erfolge zu sichern. Auch die persönlichen Eigenschaften gehen ihm ab, welche die Popularität schnell erobern. Genaue Bekanntheit zwar hat ihm überall die unbedingteste Verehrung erworben und den Freunden ist er ein treuer, werther Freund; aber ferner Stehende finden den ungeselligen Mann zurückhaltend und verschlossen. Er leidet an jener kränke Reizbarkeit der Nerven, die übermäßige Anstrengung und eine jedes Maß übersteigende Thätigkeit ihm zugezogen haben. Auch sein Außeres scheint weniger gewinnend, während es doch den Eindruck des Bedeutenden nicht verfehlen kann. Denn eine große


Eine große und schwere Aufgabe harrte des neuen Cabinets. In Proben der Bürgerkrieg, in Berlin die Anarchie, die Rheinlande in halbem Unruhr, andere Provinzen zur Reaction geneigt, ganz Deutschland in Gährung, Krieg mit Dänemark und möglicherweise mit Frankreich, Zerwürfnisse mit Rußland in Sicht, dabei das Staatsoberhaupt schwankend und fast willenlos, Handel und Gewerbe stockend, — es waren zahllose Schwierigkeiten, welche sich dem noch nie in Staatsgeschäften erprobten Handelsherrn und seinen Collegen entgegenstellten, und es gehörte die ganze Kraft und Einstellung des geborenen Staatsmannes dazu, sie zu überwinden.
2. Das Ministerium der Vermittlung.

Die erste wichtige Frage, welche an das Ministerium herantrat, war die Entscheidung darüber, auf welche Weise die zur Vereinbarung der künftigen Verfassung in Aussicht genommene Volksvertretung einberufen werden sollte. Es boten sich zwei Wege. Entweder erließ der König aus eigener Willkür ein provisorisches, freisinniges Wahlgesetz oder aber, er legte, wenn er sich an die Grundsätze der bisherigen Verfassung halten wollte, einen solchen Entwurf dem Vereinigten Landtage vor. Schon am Vormittage des 18. März war, wie erinnerlich, dieser letztere von dem Ministerium Bodenshwing zum 2. April einberufen worden. Camphaufen mußte sich jetzt entscheiden, ob er diese durch die Ereignisse überholte Maßregel zu der einigen machen oder die Anordnung seines Vorgängers widerrufen sollte.


So versammelte sich denn der Vereinigte Landtag, zu dessen Vorsitz Marshall Friedrich Wilhelm den Fürsten zu Solms ernannt hatte, am 2. April Mittags 12 Uhr zum zweiten und letzten Male im weissen Saale des königlichen Schlosses. Nur wenige

Eröffnet wurde die Sitzung durch eine Rede des Ministerpräsidenten Camphausen, welcher alsbann der Versammlung zwei Propositionsdecrees der Regierung vorlas. Das erste bezog sich auf die Einführung eines neuen Wahlgesetzes, wie dies näher in den Worten des Decretes bezeichnet war: „Um die Unseren getreuen Volke auf der breitesten Grundlage verheißene constitutionelle Versammlung in das Leben zu rufen, ist die Vereinbarung ihres Inhaltes mit einer beschlussfähigen Versammlung freigewählter Volksvertreter erforderlich“. Der zweite Entwurf war eine Verordnung über einige Grundlagen der künftigen preußischen Versammlung, welche Reformen in Betreff des Preß- und Gerichtswesens sowie einige Rechte der Staatsbürger und der neuen Volksvertretung feststellte.


1 „Was mich veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Aeusserungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist. Die Vergangenheit ist begraben und ich bedauere es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im Stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg
Der Vereinigte Landtag.


In der zweiten Sitzung vom 4. April wurden zwei neue königliche Decrete bekannt gemacht. Das eine bezog sich auf den am 30. März gefassten Beschluf des Bundestages, eine Nationalvertretung in Frankfurt zu verlassen, und sprach sich dahn aus, daß die preußische Regierung in Uebereinstimmung mit anderen Staatsleitungen den Entschluß gefaßt habe, diese Repräsentanten nicht durch das Volk, sondern aus der Mitte des Landtages durch die Ständemitglieder wählen zu lassen, ein Entschluß, welcher allgemeines Besreinden erregte. Das zweite Decret verlangte die vorläufige Genehmigung des Landtages zur Erhebung der durch die Umstände geforderten außerordentlichen Geldmittel durch Steuern oder Anleihen.

Den Mittelpunkt der Verhandlungen bildete an diesem Tage der Entwurf über die Grundlagen der Verfassung, über welchen eine Commission Bericht erstattete. Die Paragraphen wurden einzeln beraten und sammlich angenommen.

In der 3. Sitzung vom 5. April kamen zunächst Interpellationen über den herrschenden Notthand und über die Lage der Dinge in dem Großherzogthum Posen zur Sprache. Die letztere Frage, über welche sich eine lebhafte Debatte entfann, war durch den Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen aufge-
worfen worden, ohne jedoch eine genügende Berücksichtigung seitens des Ministers von Auerswald zu finden. 


Es scheint, daß dieser Versuch Preußens, das Frankfurter Nationalparlament zu einem deutschen Vereinigten Landtag um-


Der Vereinigte Landtag.


So blieb dem Ministerium die Demütigung nicht erspart, daß es sich gezwungen sah, seine eigenen Entschlüsse zu widerrufen. Als am 10. April der Vereinigte Landtag zur letzten Sitzung zusammentrat, erhielt er von der Regierung die Mit- teilung, daß gemäß einem Beschlüsse des Bundestages, woran- nach Wahlen zum Frankfurter Parlament erfolgen sollten, der König auf die Wahlen des Vereinigten Landtages verzichte und der Versammlung anheimgebe, dieselben als nicht gethan anzusehen. Der Landtag fügte sich dem königlichen Willen und nahm seine Beschlüsse vom 6. zurück. Troch dieses ärgerlichen und pein- lichen Vorfalls, in welchem das Ministerium den unsleugbar mit bewilligte der letztere auch noch der Regierung die Summe von 15 Millionen Thalern zum äußeren und inneren Schutze der Monarchie und einen Garantiefonds von 25 Millionen zur Herstellung des Credits zur Erhaltung von Handel und Gewerbe. An heftigen Debatten fehlte es allerdings nicht; von Bismarck sprach sich entschieden gegen die Forderung aus 1, und so geschied auch der Finanzminister die-

1 Seine Rede lautete im Auszug: „Abgeordneter von Bismarck- Schönhausen erklärt sich dahin, daß der Landtag gegenwärtig dieselbe Competenz habe wie früher. Indes hätte er gewußt, daß die Minister für ihre neuen Maßregeln sich eine wirtshaire Stütze gefunden haben möchten als den gegenwärtigen Landtag. Der neue Landtag sei bald zu erwarten. Für die kurze Zwischenzeit scheine die im Skah liegende

selbe verteidigte, gelang es doch erst v. Binck in einer zündenden Rede die Versammlung zu nahezu einstimmiger Annahme des Finanzvotums fortzudrängen.

Gleich nachdem dies geschehen, verließ ein Theil der Abgeordneten den Saal, um sofort abzureisen. Die Zurückbleibenden debattirten noch einige Zeit, indem von Thadden und einige Polen vergeblich das Wort zu erhalten suchten; dann wurde mit einem Hoch auf den König die Sitzung geschlossen und lang- und klanglos ging die Versammlung, welche im Jahre

Summe vollkommen ausreichend. Er bedauerte deshalb, daß der Landtag in dem Augenblicke, wo er in das Meer der Vergeßlichkeit gestürzt werden solle, noch mit einem Mühlestein von 15 Millionen belastet werde. Vor Allem sei die Bedürfnisfrage klarer zu machen. Der Finanzminister habe freilich gefagt, er hätte es mit Geldbewilligungen sehr genau. Er erinnere aber daran, daß früher ein sehr dünnles Budget vorgelegt sei, jetzt aber werde eine große Summe in einem noch kürzeren Antrage abverlangt. Die Zeit sei gemein, aber man habe doch mehr sagen können, was geschehen solle, wenn die freiwülligen Anlehen nicht zu Stande kämen. Er könne dem Vereinigten Landtag nicht das Recht einräumen, seine Befugnisse zu Anlehen unbedingt auf die Minister zu übertragen. Er protestire um noch mehr dagegen, als ihm erscheine, daß die Verhältnisse des Landes mehr mit den Augen des Industrialismus als mit dem offenen Blick des Staatsmannes angesehen würden. (Gemurre und Bravo.) Nachdem der Redeher alsdann über die Benachtheiligung des platten Landes gegenüber den großen Städten gesprochen, fälschb er: „Er könne nur stimmen für ein freiwülliges oder erzwungenes Anlehen oder für eine Steuer, über welche man sich in rechtsverbindlicher Weise mit den Ständen geeinigt habe; in dieser Weise wolle er 15 Millionen zur auschließlichen Verwendung für die Armen bewilligen. Was aber die Garantie von 25 Millionen angehe, so stimme er dagegen, indem er nicht glaube, daß durch die Verwendung derselben auf die Industrie die Ruhe hergestellt werden könne."

1 Der Schluß der Rede lautet: „Istgilt es, zu beweisen, daß wir noch die alten Preußen sind! (Bravo.) In den übrigen deutschen Ständeversammlungen, in Stuttgart und Darmstadt, hat man den ministeriellen Anforderungen in einer halben Stunde genügt. So wollen wir denn keinen Augenblick ausstehen, auch hier den Ministern das Vertrauensvotum zu gewähren. (Bravo.) Ich möchte wohl wissen, wer von Denjenigen, die hier gegen das Ministerium gesprochen haben, im Stande wäre, selbst Minister zu sein. (Laudator Bravo.) Jede Zögernung ist Verrath am Vaterland. (Allgemeiner, donnernder, lang andauender Applaus der Versammlung.)
zuvor mit soviel Pomp zusammentreten war, für immer aus einander.

Das wesentlichste Resultat ihrer Tätigkeit war die Beratung und Beschlussfassung über die beiden, ihr am ersten Sitzungstage zugegangenen königlichen Decrete, welche nunmehr in folgender Fassung erschienen. Das erste betraf war die „Verordnung über einige Grundlagen der künftigen preußischen Verfassung“, vom 6. April. Dieselbe enthielt in § 1 die Erweiterung der Preßfreiheit, in § 2 die Aufhebung des besonderen Gerichtsstandes. Der wichtige § 4 lautete folgendermaßen:


einen Abgeordneten und einen Stellvertreter. Erreicht die Bevölkerung eines solchen Kreises bzw. einer Stadt 60000 Einwohner, so werden 2 für weitere 40000 Seelen je ein Abgeordneter mehr gewählt. Besonders wichtig ist der Schlußpassus des Gesetzes: „Die auf Grund des gegenwärtigen Gesetzes zusammentretdende Versammlung ist dazu berufen, die künftige Staatsverfassung durch Vereinbarung mit der Krone festzustellen und die feithäriten reichsständischen Besorgnisse namentlich in Bezug auf die Bewilligung von Steuern und Staatsanleihen für die Dauer ihrer Versammlung interimistisch auszuüben“.


Der Eindruck, welchen das Wahlgesetz hervorbrachte, war in Berlin ein entschieden ungünstiger. Man hatte direkte und geheime Wahlen erwartet und fürchtete, daß durch das indirekte Wahlverfahren die Auswahl des Willens beeinträchtigt und entstellte würde. Eine lebhafter Agitation für und gegen das Gesetz nahm ihren Anfang.

Am 10. April hatte wieder eine der üblichen Volksversammlungen unter den Zelten getagt und ein Comité eingesetzt, welches über die Mittel zur Durchführung der direkten Wahlen beraten sollte. Die Mitglieder dieses Ausschusses, Jung, Held, Berends, Eichler, Runge, Prutz und andere extrem Gesinnten waren bei Camphausen erschienen, um ihm darauf bezügliche Vorstellungen zu machen. Der Ministerpräsident jedoch erwiderte, daß die aus direkten Urwahlen hervorgehende Vertretung zur Republik führe — allerdings eine etwas gewagte Behauptung — und daß der Bestand der gegenwärtigen Regierung auf das Englische mit dem bereits erlassenen Wahlgesetz verknüpft sei.

Die Runde von der beabsichtigten Rundgebung setzte ganz Berlin in Bewegung. Gerüchte aller Art liefen um, man erzählte sich allen Ernstes, daß am grünen Donnerstage die Regierung gestürzt und die Republik proklamiert werden solle, und in der That schienen, wenn man die Sprache der demokratischen Blätter ernst nahm, solche Besorgnisse ängstlicher Gemüther gerechtfertigt zu sein. Namentlich Schloßfel fuchte in seinem „Volksfreund“ Marat zu travestieren, erreichte aber nur das Eine, daß die Regierung in einer Anordnung plötzlicher Energie ihn verhaftet ließ und eine halbjährige Festungshaft gegen ihn verhängte, aus welcher er späterhin entfloß.

So nahte der 20. April heran. Schon Tags zuvor erschien ein Gesetz, welches die Befugnisse der Bürgerwehr zum Waffengebrauch ausprach, und ein Tumult der Erarbeiter setzte die ganze Hauptstadt in Aufregung, obwohl es sich lediglich um die Befreiung einiger, wegen ungebührlichen Benehmens Inkasirter handelte. Am Morgen des grünen Donnerstags selbst schien der Ausbruch einer neuen Revolution sich vorzubereiten. Große Menschenmassen erfüllten die Straßen, Maueranschläge forderten zur Teilnahme an dem Zuge auf, während daneben Placate des Polizeipräsidenten dieselbe unterlagten, eine große Menge Arbeiter stand an verschiedenen Punkten der Stadt versammelt, die Bürgerwehr hielt das Schloß und den Alexanderplatz besetzt. Alles deutete darauf hin, daß die Regierung entschlossen sei, nicht nachzugeben, und diese Erkenntnis veranlaßte das Volkskomité, seinerseits von seinem Vorhaben abzustehen. Die angesammelten Arbeitermassen gingen ruhig aus einander, eine von kaum 1500 Menschen besuchte Volksver-
jammentung am Schönhauser Tor beschloss das verunglückte Unternehmen.

Die Verworrenheit der Berliner Verhältnisse war durch den Verlauf des 20. April bedeutend vergrößert worden. Das Ministerium Campenhagen hatte wieder einen Theil seiner Popularität eingebüßt, indem es eine friedliche Demonstration mit Waffengewalt unterdrückte, zwischen Bürgerwehr und "Volk" war eine tiefe Klage entstanden, die Führer der Arbeiterbewegung endlich hatten ihre Unfähigkeit bewiesen, die Ereignisse zu beherrschen.


Am Leichtesten läßt sich durch einen Blick auf die Lebensstellung der zur preußischen Nationalversammlung gewählten Volksvertreter der Ausdruck der öffentlichen Stimmung erkennen. Der bisher so mächtige Adel entbandte nur einige 30 Vertreter in das Parlament, worunter viele der Regierung feindlich gesinnte Polen (v. Kražewski) und Liberale (von Berg, von Unruh u. A.). Der Hochadel war überhaupt nicht, der Grafen-


Stras, Revolutionen 1848-49. II. 12
mehr, da alle anderen Regierungen dem Wunsche des Bundes-
tages und des Fünfzigerausschusses folgend, sich entschlossen
hatten, während der Dauer des deutschen Parlamentes keine
Einzellandstage zu versammeln. „Eine constituierte Versamml-
zung in Berlin, zu gleicher Zeit mit dem deutschen Verfassungs-
parlamente in Frankfurt tagend, zerstörte die Aufmerksamkeit
des deutschen Volkes und lenkte dieselbe ab von dem wichtigsten
Gegenstande des Gesamtvaterlandes auf die Sonderinteressen
eines und zwar des mächtigsten Einzelstaates. Sie entzog der
deutschen, constituirenden Nationalversammlung bedeutende, geistige
Kräfte; die Frankfurter Wahlen traten gegen die Preußen in
der öffentlichen Meinung des Landes auf eine bedauernswerte
Weise in den Hintergrund. Man wählte in die erstere vorzugs-
weise Theoretiker, Gelehrte und Professoren, weil man die prak-
tischen Männer für das eigene Vaterland brauche.1"

Die Berechtigung dieser Vorwürfe war unzweifelhaft, allein
die Tadler überfachen dabei einen ausgeschlaggebenden Umstand.
Die Berufung einer Nationalversammlung und, was damit
gleichbedeutend war, die Errichtung einer vom ganzen Lande
anerkannten gesetzlichen Autorität war eine Lebensfrage für den
preußischen Staat. Die Zustände, wie sie im April und Mai
herrschten, waren auf die Dauer unhalbar und mußten, nach-
dem der 18. März die Hauptstadt nahezu der Anarchie über-
liefert und zwischen ihr und den Provinzen eine tiefe Kluft ge-
rissen hatte, in kurzer Zeit zu erneuten Staatsumwälzungen und
blutigen Wirren führen. Das Königreich Preußen war kein
Staat, welcher einen längeren Zustand der Gesetzeslosigkeit zu er-
tragen vermochte. Allerdings beriefen die anderen Regierungen
keine Landtage ein, allein sie alle waren bei Weitem nicht in
dem Maße wie Berlin von dem Märzsturm erschüttert worden,
und besaßen zudem fast sämtlich constitutionelle, mehr oder
minder freisinnige Verhältnisse, während Preußen und Österreich
unmittelbar aus einem fast unumschränkten Absolutismus
in die Revolution geschleudert worden waren. Zieht man dies
Alles in Betracht, so ergiebt sich, daß dem Ministerium Camp-

1 Stahr I, 219.
Der Prinz von Preußen.

179

hausen, da er selbst nicht die Kraft besaß, die Bewegung zu hervorrufen, und sich eben so wenig sonst ein genialer Staatsmann finden ließ, nichts übrig blieb, als der Nationalvertretung die Leitung der Ereignisse anzuvertrauen.


„Wir stellen hiernach Gw. Majestät allerkunferthändig anheim, Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen die Abkürzung des Aufenthalts in England zu empfehlen.“

„Berlin, den 10. Mai 1848. Das Staatsministerium.“


Wenn das Ministerium in seinem schlecht stilisierten Erlasses von „gemischten Gefühlen“ sprach, so war dies wenigstens, was die Stimmung der Hauptstadt betraf, nicht richtig. Hier betrachtete man den Prinzen, welcher aus seiner Mißbilligung der Revolution nie ein Hehl gemacht hatte, nach wie vor als den Hauptvertreter des gestürzten Absolutismus und hielt seine Rückkehr nach Berlin für gleichbedeutend mit dem Beginne der
Reaction. Man kannte seinen offenen und festen Charakter, wie denn überhaupt hervorgehoben werden muß, daß sich alle diese Angriffe stets nur gegen die Staatsanschauungen des Prinzen von Preußen, nie gegen seine Person richteten, welch letzterer auch den Gegner, soweit sie urtheilsfähig waren, volle Achtung widerfahren ließen, und wußte, daß sein Einfluß auf den schwantenden König, auf die großende Armee und den Abet ein großer sein werde.


1 So schreibt der extreme Demokrat Steinmann (S. 418): „Der Charakter des Prinzen als Mensch ist in jeder Beziehung ehrenhaft; das gedeiht sein eifrigerter Gegner zu, und von dieser Seite her und auf diesen Punkt hin ist auch nicht ein Angriff gewagt worden. Der Prinz gehört zu den in den jüngst verloffenen Zeiten der Halbheit und Unentschiedenheit stets seltener gewordenen Individualitäten, die sich durch Stärke, Entscheidung, Feitigkeit und Consequenz des Charakters bewährt haben. In moralischer Hinsicht bestieht ihn eben so wenig irgend eine Warte; man hat ihn auch nicht einer öffentlich gezeicben.“
Am nächsten Tage erschien die in Aussicht gestellte Befannt-
maßung des Staatsministeriums, welche die Notwendigkeit
betonte, daß der voraussichtliche Thronfolger in der Zeit, in
welcher das neue Verfassungswerk zwischen König und Volk ver-
einbart werde, nicht außerhalb der Grenzen des Vaterlandes
weilen dürfte. Dies war gewiß richtig, allein andererseits hatte
der Prinz, ganz im Gegensatz zu dem schwankenden Könige, in
keiner Weise die Revolution anerkannt und Alles, was er schein-
bar unter ihrem Einfluß that, so namentlich die Reise nach
England, auf Befehl seines Bruders und Landesherrn gesehen.
Von seinem starken und männlichen Charakter war auch in der
Zukunft eine Aenderung nicht zu erwarten, und es war daher
völlig haltlos, wenn das Ministerium behauptete, daß „der
Prinz mit freundiger Zuvorsicht die von der Regierung Seiner
Majestät des Königs betretene neue Bahn zu verfolgen seft
entschlossen“ sei. Ebenso schwächlich war die Behauptung des
Manifes tes, die Verhandlungen der Nationalversammlung wür-
den Gelegenheit bieten, „den Zweck des Aufenthaltes des Prinzen
von Preußen in dem freien England und des seine Heimkehr
verzögern den Rückweges über das durch seine Institutionen sich
bewährende Belgien in das wahre Licht zu stellen“, was mit
anderen Worten hieß, daß das Ministerium von einem 51jah-
-}

rigen, charaktervollen Mannes, wie es der Prinz war, erwartete,
er werde durch einen achtwöchentlichen Aufenthalt in einem
fremden Lande seine ganze bisherige Lebensanschauung ändern.

Wie vorauszusehen, verfehlte diese Rundgebung des Ministe-
riumsvöllig ihren Zweck. Die Besorgnis, vor einem reaction-
nären Staatsstreit blieb im Wachsen und das Volkscomité be-
rief sämtliche Einwohner Berlins zu einer bewaffneten Volks-
versammlung auf den 14. Mai, einen Sonntag, Nachmittags
fünf Uhr.

Was das bedeutete, war nicht zu verbergen. Selbst wenn
es nicht in der Absicht der Volfshführer lag, eine neue Re-
volution hervorzurufen, war die Stimmung und das Verhalten
einer nach Zehntausenden zählenden Menge unberechenbar. Bisher
war der größere Theil der Berliner Bewölkter in dem Protest
gegen die Veröffentlichung des 11. Mai einig gewesen, hatten

auch die entschiedensten Anhänger des Königshauses, selbst General von Aschoff, die Rückerkehr des Prinzen nach Berlin als noch nicht zeitgemäß bezeichnet, jetzt aber wurde durch die Anschreibung einer bewaffneten Versammlung auf das Neue die Furcht des Bürgerthums vor Excessen erregt. Von allen Seiten wurden Versuche zur Versöhnung gemacht, man veröffentlichte einen Brief Camphausens an den General von Aschoff, wonach der Prinz erst in 14 Tagen zurückkehren sollte, die Polizei verbot die Volksversammlung, die Bürgerwehr wurde unter Waffen gerufen.


Am nächsten Morgen erschien die versprochene Antwort des Ministeriums, deren wichtigster Satz, wie folgt, lautete:

„Seine Königliche Hoheit kann und wird frühestens in vierzehn Tagen, also jedenfalls nach der am 22. b. Mts. unwiderruflich festgesetzten Eröffnung der Versammlung der Volksvertreter in das Vaterland zurückkehren. Vorher wird der Prinz — wie es nie anders die Abicht war — seine volle Zustimmung zu der betretenen neuen constitutionellen Bahn öffentlich kundgeben."

Zugleich erklärte das Cabinet, daß man ihm die Demission nahegelegt habe, daß es aber vor Zusammentritt der Volksvertretung seine Stellung nicht verlassen werde.


„Das Hurrahrufen der einzelnen Bataillone, welches auf den Degenwink des dem Könige zur Seite gallopirenden Generals der Bürgerwehr den Monarchen begrüßte, klang nicht wie das

¹ a. a. Ö., I, 234 f.

3.

Die Nationalversammlung.


"Es war", schreibt Stahr, "als lafte ein dumpfes Vorgefühl traurigen Ausgangs mit bleiener Schwere auf den Gemüthern der Menschen. Wer an diesem regengrauen Morgen die Hauptstadt sah, ohne jede Spur festtäglichen Schmuckes, ohne Fahnen und Banner, ohne den Glanz feftlicher Aufzüge, ohne den Jubel großer versammelter Massen, im Wirktagsgewande schwungloser Alltäglichkeit, er hätte nimmer ahnen können, daß heute ein großes Volk die erste Versammlung seiner Vertreter in dieser Hauptstadt des Reichs erlebe. Raum tausend Aufschauer waren auf den großen Plätzen vor dem Schloß versammelt, die inneren
Die Eröffnung der Versammlung.


Als in der äußeren Anordnung des Saales zeigte sich keine Spur jenes Pompes und jener Pracht, welche der König bei früheren Gelegenheiten sonst so überreicht, zur Schau zu stellen geliebt hatte. Gewöhnliche Rohrstühle für die Deputirten umgaben in weiten Halbkreisen durch die ganze Länge des Saales den scharlach behaglungen Thron. Zur Rechten desselben standen einige rothe Polsterstühle für die Prinzen, zur Linken acht einfache Rohrstühle für die Minister, welche sich in ihren neuen Uniformen zum Theil sehr ungeschickt bewegten.


Die Worte, mit welchen Friedrich Wilhelm IV. die Nationalversammlung eröffnete, klangen sehr verschieden von jener stolzen, von dem Macht- und Selbstbewußtsein des unumschränkten Herrschers getragenen Ansprache, die er im Jahre zuvor an den ersten Vereinigten Landtag gerichtet. Folgendermaßen war der Wortlaut seiner jejigen Rede:

"Meine Herren Abgeordneten! Mit freudigem Ernste begrüße Ich eine Versammlung, welche, aus allgemeiner Volks-
wahl hervorgegangen, berufen ist, mit mir die Verfassung zu vereinbaren, die einen neuen Abschnitt in der Geschichte Preußens und Deutschlands bezeichnen wird. Sie werden, davon bin ich überzeugt, indem sie das Werk beginnen, die doppelte Aufgabe sich stellen, dem Volke eine ausgedehnte Theilnahme an den Angelegenheiten des Staates zu sichern und zugleich die Bande enger zu schließen, welche seit mehr als vier Jahrhunderten Mein Haus mit den Geschichten dieses Landes unzertrennlich verwoben haben."

"Den Entwurf der Verfassung wird Meine Regierung Ihnen vorlegen."


"Die innere Ruhe des Landes beginnt sich zu befestigen."

"Die völlige Wiederherstellung des Vertrauens, mit ihr die Belebung des Verkehrs und der gewerblichen Thätigkeit ist wesentlich von dem Erfolge Ihrer Wirksamkeit abhängig. Mehrseitige Anstrengungen sind gemacht worden, um während der Störfung in vielen Gewerben Gelegenheit zur Arbeit zu verschaffen. — Sie müssen fortgesetzt und ausgedehnt werden. — Bis jetzt hat der gestiegene Geldbedarf die Ersparnisse der Vorgangenheit noch nicht erschöpft."

"Meinen Bemühungen, den Wünschen der polnischen Bevölkerung der Provinz Posen durch organische Einrichtungen zu entsprechen, ist es nicht gelungen, eine Auflehnung zu verhindern, die, so tief ich sie beklage, Mich nicht abgehalten hat, den eingeschlagenen Weg unter Berücksichtigung der Ansprüche der deutschen Nationalität zu verfolgen."

"Ungeachtet der großen Ershütterungen der letzten Monate sind die friedlichen Beziehungen Meiner Regierung zu den
fremden Mächten nur an einem Punkte gestört worden. Ich darf Mich der Hoffnung überlassen, daß eine gern angenommene freundliche Vermittlung wesentlich dazu beitragen werde, die Beendigung eines Kampfes zu beschleunigen, zu dem Preußen nicht heraushalf und, den Ich aber als deutscher Bundesfürst aufzunehmen nicht anstehen durfte, als die Marken des gemeinsamen Vaterlandes droht erschienen und der Ruß zur Wahrung eines anerkannten Rechtes vom deutschen Bund an Mich erging."

"Meine Politik wird sich auch in diesem Falle als eine un-eigennützige und friedliche bewahren, eine Politik, der Ich im innigen Verein mit Deutschland treu zu bleiben entschlossen bin."

Beginn der Verhandlungen.

und so boten die ersten Sitzungen der ersten preußischen Volksvertretung ein Bild des zügellossten Durcheinanders, ein Bild, auf welches das Land nicht ohne Beschämung zu blicken vermochte. Man hielt es nicht einmal für nötig, sich sofort über ein provisorisches Geschäftsreglement zu einigen, obwohl die Regierung den Entwurf zu einem solchen vorgelegt, und noch in der vierten Sitzung entbehre die Debatte jeglicher Form. „Man schrie durch einander“, schreibt von Unruh, „die unerquicklichsten Debatten über Nebendinge führten zum Lärm. Es trat zuweilen völlige Anarchie ein.“

Etwas mehr Ordnung kam in die Versammlung erst, nachdem am Schlusse der dritten Sitzung die endgültige Präsidentenwahl vollzogen worden war. Vielsach hatte man die Abgeordneten Grabow und Waldeck zu Vorschlagen vorgeschlagen, doch Ersterer war zur Zeit krank und Letzterer unterlag mit 156 Stimmen dem Kaufmann Milde, welcher 162 erhielt. Auch Milde war keine sonderlich geeignete Persönlichkeit. „Von unruhiger Beweglichkeit, würdelos in der äußeren Erscheinung, mit einer quiekenden Falsettstimme, an deren lärmerlichen Eindruck selbst der Ernst sich schwer gewöhnte, dabei ohne Energie und Klarheit in der Leitung der Debatte, aber mit deso mehr Selbstgesäßigkeit ausgestattet, brachte der neue Präsident zwar etwas mehr, aber lange nicht hinreichende Ordnung und Haltung in den Gang und das Behaben der Versammlung.“

Die Gegenstände, mit welchen sich die Versammlung in den ersten zwei Wochen befaßte, waren durchweg von der unwesentlichsten Art. Die Erledigung der nöthigen Formalitäten, dann die Wahlprüfungen, zahlreiche Interpellationen und Zwischenfragen füllten mit unendlichen Abschweifungen und von größter Aufregung begleitet, die Sitzungen aus. Den drängenden Fragen


2 Stahr 1, 267.
der Zeit näher zu treten, schien das Parlament keine Neigung zu haben.

Im Volke wurde diese Unthätigkeit der constituirenden Versammlung bitter empfunden, doch schoB man die Schuld wesentlich auf die Regierung, welche es verfaunt habe, zu rechter Zeit Material zur Berathung herbeizuschaffen. In gewissem Sinne war dies begründet; in ihrem Bestreben, den Dingen ihren Lauf zu lassen, hatten Camphaufen und Genossen der Initiative der Versammlung großen Spielraum gewährt, aber immerhin war schon am Tage der Eröffnung des Parlaments den Abgeordneten der Entwurf einer neuen Verfassung zugegangen, welche offenbar, nach der Anficht des Cabinets, den Mittelpunkt der nächsten Verhandlungen bilde sollte.


Es ist schwer zu sagen, ob das Ministerium wirklich auf eine Annahme dieser Bestimmungen seitens der Nationalversammlung hoffte. Daß die Verknüpfung der Wahlbarkeit an ein bestimmtes hohes Einkommen wohl in einem reichen Lande wie Belgien, nicht aber in dem verhältnismäßig armen Königreiche Preußen haltbar sei, war eben jo klar, als daß die Übertragung eines großen Theiles der Staatsgewalt an die verschwindend geringe Zahl der Reichbegüterten in dem Industrie-
staate Belgien den Verhältnissen entsprossen, im preußischen Reiche jeder Begründung entbehrt. Es war dies nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen die bisher politisch unmündig gewesenen Schichten der Bevölkerung, sondern auch gegen den preußischen Adel, welcher bisher der einflußreichste Stand des Staates gewesen war und mit Recht diese seine Stellung darauf zurückführen konnte, daß das Entstehen und Gebehen der preußischen Monarchie zum größten Theile der Königstreue und dem kriegerischen Sinne seiner Aristokratie zu verdanken war. Durch das neue Wahlgesetz wurde auch diesen, bisher bevorrechteten Familien, die nur zum geringen Theile über Reichshümer verfügten, ihr Privilegium entzogen. Man sah es deutlich, daß Camphausen und Hansemann ihre kaufmännische Vergangenheit nicht vergessen hatten und bemüht waren, dem Stande der Handelsherren und Fabrikbesitzer möglichest Vorteile zu sichern.

Bei der Stimmung, welche der Verfassungsentwurf überall erregte, hätte das Parlament denselben ohne Weiteres zurückweisen und dabei des Beisfalls seiner Wähler sicher sein können. Doch hätte ein solcher Schritt wahrscheinlich den Sturz des Ministeriums Camphausen herbeigeführt, was nicht in der Absicht der Versammlung lag. Man beobachtete daher die Form und übergab (15. Juni) die Vorlage einer Commission zur Beratung. Im Volke selbst hatte der Constitutionsentwurf die Aufregung auf das Höchste gesteigert. Raum war er am Abend des 12. im Staatsanzeiger erschienen, als sich überall Gruppen bildeten, die üblichen Schlagworte laut wurden und einzelne Haufen tumultuierend durch die Straßen zogen. Unter den Linden wurde ein Exemplar des Verfassungsentwurfes aus einem Stoße Volksfischer Zeitungen im Beisein einer großen Menschenmenge verbrannt.

Die öffentliche Ruhe wurde von jetzt ab andauernd gestört, so daß die Bürgerwehr, welche übrigens auch ihrerseits den Entwurf mißbilligte und zu der schon geschilderten großen Parade vom 22. nur deswegen vollzählig erschienen war, weil der größte Theil Nationalgarbiten noch keine Kenntniss von der Bekanntmachung des Staatsanzeigers vom 21. hatte, einen anstrengenden
Dienst verschehen und unaufhörlich des Alarms gewärtig sein mußte.


Die Demonstration gewann Anfangs ein drohendes Ansehen, da die Arbeiter bereits Aunstalten machten, das Thor des Ministeriums einzuschlagen, doch gelang es von Patow, indem er einem jeden der Lärmverantwortlichen ein „Darlehen“ von 10 Sgr. verabfolgte, die Menge, welche seine ganze Wohnung erfüllte, zu beruhigen und zur Heimkehr zu veranlassen.

Unmittelbar darauf verbreitete sich das Gerücht, die Regierung lasse heimlich die Waffen aus Berlin fortzuschaffen, um dieselben dem Volke zu entziehen, und gab zu neuen Unruhen.

1 „Es hatte sich“, schreibt Stredfsaß (II, 702), „seit dem Sonntag den 21., nach dem Vorbild von Wien und Breslau, ein Rachenmusikorps gebildet, welches allabendlich bis in die tiefe Nacht hinein durch die Straßen der Residenz zog, um mißliebigen Personen ein Ständchen zu bringen. Es waren diese Rachenmusikanten ohne alle politische Bedeutung, denn die Musiker waren mit ihrer Erteilung so verschwenderisch, daß sie dieselben sowohl einem beim Volke in Ungnade gefallenen Minister als einem Kaufmann brachten, der seinen Laden nicht zu der Zeit schloß, wo seine Ladenbiener es wünschten. Jeden Abend wurden jedes bis acht Rachenmusiken gebracht und zwar den verschiedensten Personen, am reichlichsten begabt wurde Herr Aschoff, der Minister Camphausen, Schwerin und Hanemann, die Redaktion der „Börsischen Zeitung“, der Polizeipräsident Minutoli und der Schauspieler Louis Schneider, welcher letzteren oft besonders den Haß des Volkes auf sich geladen hatte, weil er seinen Einfluß als Unteroffizier der Landwehr bei vielen Landwehrmännern aufgeboten, um sie gegen die übrige Bevölkerung Berlins zu erregen.“


Diesen Sympathien, welche der größte Theil der Provinzen dem Prinzen entgegenbrachte und ostentativ gegenüber dem Bahnen der revolutionären Hauptstadt zur Schau trug, verdankte es der Thronfolger, daß die Wahlmänner des Kreises Wirzig der Provinz Posen ihn zum Abgeordneten für die National-


An demselben Tage war der Prinz von Preußen in Potsdam eingetroffen und hatte den 7., den Sterbetag seines Vaters, zu Charlottenburg in Zurückgezogenheit zugebracht. Sein Eintritt in die Nationalversammlung war nunmehr täglich zu erwarten und es entstand die Frage, in welcher Form derselbe erfolgen solle. Von Unruh hatte, wie er in seinen Erinnerungen erzählt, schon einige Tage früher dem Ministerpräsidenten den Vorschlag gemacht, die Wahlcomission, deren Vorsitzender er war, solle den Prinzen einladen, in der Versammlung zu erscheinen; doch
war das Cabinet diesem Schritte entgegen gewesen. So kam es, daß am 8. der Prinz ohne weitere Feierlichkeit in die Versammlung eintrat.


„Eine allgemeine Spannung herrschte im Saal. Aller Augen waren auf den Prinzen gerichtet, und mit Ungeübtheit erwartete man, was er der Versammlung gegenüber äußern würde. Als der Abgeordnete Temme die Rednerbühne verlassen, nahm der Präsident Milde das Wort und sagte, es hätte eigentlich der Abgeordnete d'Estor das Wort, aber der Abgeordnete des Wirzburger Kreises habe zu einer persönlichen Bemerkung das Wort verlangt.“

„Der Abgeordnete des Wirzburger Kreises bestieg die Tribüne, den Degen an der Seite, den Federhut in der Hand, und hielt mit heller, wohlschwingender Stimme und mit königlichem Anstände eine Ansprache, die mit einer Thronrede mancherlei Ähnlichkeit hatte, und schloß mit den Worten: Mit Gott für König und Vater-

¹ a. a. O., S. 456 ff.
land! und verließ augenblicklich den Saal." Die Rede des
Prinzen aber laute:

"Als Abgeordneter des Wirziger Kreises, vermöge der auf
mich gefallenen Wahl, bin ich berechtigt, in Ihrer Mitte zu er-
scheinen. Ich würde bereits gestern hierhergeeilt sein, wenn es
nicht der Jahrestag unauslöschlicher Trauer gewesen wäre, der
mich im Schoße meiner Familie zurückgehalten hätte. Heute
aber ergreife ich die Gelegenheit, um zuvorher meinen Dank
für das Vertrauen auszusprechen, welches mich in Ihre Mitte
berief und wodurch es mir möglich wird, Sie, meine Herren,
welche aus allen Provinzen des Landes und aus allen Ständen
hier verjammelt sind, herzlich willkommen zu heißen. Nicht nur
die Wicke Preußen, die Blicke der Welt sind auf unsere Ver-
sammlung gerichtet, da durch sie eine Vereinbarung mit unserem
König herbeigeführt werden soll, welche für lange Zeit die
Schicksale Preußen und seiner Könige feststellen soll. Welcher
ein hoher Beruf! — Je heiliger dieser Beruf, je heiliger muß
der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Verthaltungen
leiten. Die constitutionelle Regierungsf orm, welche unser König
gutiges sein, mögen wir vereint die Tätigkeit entwickeln, welche
von uns erwartet und gehofft wird! — Meine übrigen Geschäfte
werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen Theil
zu nehmen; ich ersuche daher den Herrn Präsidenten, meinen Stell-
vertreter einberufen zu lassen. Uns alle aber, meine Herren, leite
der Ruf und Wahlpruch der Preußen, der sich so oft bewährt
hat: Mit Gott für König und Vaterland!"

Nachdem der Prinz von Preußen die Versammlung verlassen, sankten deren Verhandlungen sofort wieder auf das Niveau der Allmäßigkeit herab. Man zankte sich über die Art der Ver-ratung des Versammlungsentwurfes, der Abgeordnete Ruhr beschuldigte den Präsidenten der Parteilichkeit und böswilligen Absichten, da bestieg der Abgeordnete Berends die Tribüne und stellte folgenden Antrag:

über die Geschäftsordnung und ähnliche Themata zu verlassen und an die großen Fragen der Zeit heranzutreten. Denn durch den Berends'schen Antrag war ihr eine schwierige Alternative gestellt. Nahm sie ihn an, so proclamirte sie offen die Revolution und betrat die Bahnen des Convents. Lehnte sie ihn ab, so verneinte sie mit der Ableugnung der Revolution zugleich ihre eigene Daseinsberechtigung.


Am nächsten Tage wurde die Debatte fortgesetzt; das Princip der Vermittlung war zum Durchbruch gekommen und hatte seine Verkörperung in dem Antrage des Abgeordneten Zacharia gefunden: „Die Versammlung geht in Erwägung, daß die hohe Bedeutung der großen Märzereignisse, denen wir in Verbindung mit der Königlichen Zustimmung den gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustand verdanken, auch das Verfahren der Kämpfer um dieselben unbestritten ist, und überdies die Versammlung ihre Aufgabe nicht darin erkennt, Urtheile abzugeben, sondern die Verfassung mit der Krone zu vereinbaren, zur Tagesordnung über“. Es war dies ein sehr geschicktes Manöver, um den drohenden Conflict hinauszuschieben, indem daselbe der großen Masse der Unentschlossenen und Vermittlenden ein unumwundenes Eintreten für ihre politischen Ansichten ersparte. Mit 196
Der Antrag Berends.


Die Vorgänge vor der Singakademie, welche das Vorbispiel zu dem die vollige Verwilderung der Berliner Bewegung kennzeichnnenden Zeughausflurme bildeten, erregten allgemeine Missbilligung. Bereits hielten die Preußenevereine in den Provinzen

4.

Der Begas haussturm.


Schon am frühen Morgen des 14. fülöten große Menschenmassen die Straßen und bildeten namentlich Unter den Linden, vor dem königlichen Schloß und der Singakademie dichte Gruppen, ohne daß es vorerst zu Thätlichkeiten kam. Die radikalen Abgeordneten, welche sich zu der Sitzung der Nationalversammlung begaben, wurden stürmisch begrüßt. Die zahlreich


Unterdessen aber war es an anderen Punkten der Stadt bereits zu blutigen Auftritten gekommen. Schon seit dem Morgen durchzogen Arbeiterabtheilungen mit rothen Fahnen und drohenden Rufen die Straßen, in welchen die Volksführer der untersten Sorte, Urban, Korn, Löwenson, Siegrist u. a. das „Volk“ ausreizten, sich mit Gewalt die Waffen zu verschaffen, welche die Regierung bisher nur den Bürgern anvertraut.

Schon am Vormittage hatten diese Umtriebe ihre Wirkung gehabt, eine Schaar von 30—40 Arbeitern war von dem Krolloffen Etablissement im Thiergarten aus, unter Veranlagung einer rothen Fahne mit der Inschrift: „Republik der brotlosen Arbeiter“ nach dem Brandenburger Tor gezogen und mit dem hier auf Wache befindlichen Bürgerwehrbataillon zusammengestoßen. Nach kurzer Kampfe wurden die Arbeiter zurückgetrieben, mehrere von ihnen verwundet, andere gefangen genommen. Auch an zahlreichen anderen Punkten kam es zu Tumulten, so zog ein Student Friedrich mit einer Arbeiter schaar durch die Straßen und rief die Republik aus; es lief ferner

Eine ungeheure Menschenmenge umstand gegen Abend das mächtige Gebäude, welches im Innern von einer Compagnie Linienmilitär, außen von einem Bataillon Bürgerwehr unter Major Benda bejeicht war. Die Haltung des Volkes war bereits eine sehr aufgeregt. Es untersuchte die Gewehre und Patronenfachern der Nationalgarde, um sich zu überzeugen, daß dieselbe nicht auf die Menge zu schießen beabsichtige, rief ungestüm nach Waffen und ließ sich nur mit Mühe durch die Vorstellungen Bendas davon abhalten, einen Sturm auf das Gebäude zu unternehmen. Im Verhältniß zu den großen, ringsum angefaßten Menschenmassen waren die zum Schutz des Zeughaueses commandirten Abtheilungen viel zu gering. Die hierauf bezüglichen Dispositionen scheinen völlig verworren gewesen zu sein; denn während ringsum an den nicht bedrohten Orten Mengen von Bürgerwehr und Truppen unthätig standen, ließ man zur Deckung des am meisten gefährdeten Punktes einzelne schwache

Generalmarstes verzammelt worden; allein der Commandant Bleffon hatte völlig den Kopf verloren und ließ drei Bataillone ohne weitere Ordnung auf ihren Sammelplänen stehen, von wo ein großer Theil nach einiger Zeit, da keine Befehle eintrafen, ungeschickt wieder nach Hause ging. Das Militär stand zwar bereit, durfte aber aus eigener Machtvollkommenheit nicht einschreiten. So war es möglich, daß sich die nun folgenden Scenen ereigneten.


abenteuerlichsten Gerüchte und Mittheilungen von einem Barrikadenkampfe in Potsdam, der Flucht des Königs, der Einsetzung der Republik in Berlin, wurden laut und sanden, von Lechow bekräftigt, bei dem Hauptmann von Naßmer Gehör. Das vom Volke selbst wohl kaum Erhoffte geschah; von Naßmer erklärte: „Er wisse wohl, daß er wegen Verlaffens seines Postens kriegsrechtlich werde verurtheilt werden; da er aber auf verschiedene, mit der Bitte um Verhaltungsbefehle an den Commandanten abgesandte Meldungen ganz ohne Antwort geblieben sei und deshalb der Nachricht glauben müsse, daß die Truppen die Stadt verlassen hätten, so wolle er lieber sich selbst zum Opfer bringen, als durch Waffengebrauch Ereignisse herbeiführen, deren Folgen unberechenbar feien; er sei bereit, mit der Compagnie abzuziehen, wenn ihm freier, ehrenvoller Abzug gewährt werde“.

Es wurden die alten, zum Gebrauch völlig untauglichen Waffen geraubt, welche nur durch die historischen Erinnerungen, die an ihnen hingen, Werth hatten. Auch die im Zeughaus befindlichen Flaggen und Trophäen wurden herabgerissen und das Diebsgesindel scheute sich nicht, von einigen derselben die silbernen Tröddeln und Quaßen abzuschneiden und dadurch die werthvollen Anbenken zu verstümmeln."


Etwa eine halbe Stunde mochten die geschilderten Scenen gedauert haben, als das 10. Bürgerwehrbataillon unter Hauptmann Vogel, von weiteren Abtheilungen der Nationalgarde ge-
folgt, aus eigenem Antriebe heranrückte und binnen Kurzem das plündernde Gesindel auseinanderjagte. Wie es hierbei zugegangen, schildert in lebendiger Weise Gneist in seinen „Berliner Zu-
ständen“ (S. 17 f.): „Nach 10 Uhr, in schönster Mondschnitt, befand ich mich selbt vor dem Zeughaus. Ich war, als meine Compagnie alarmirt wurde, nicht zu Hause gewesen, eilte aber, als ich davon Kenntniß erhielt, fort, um sie aufzufinden, was mir, aller Mühe ungeachtet, nicht gelingen wollte. Eben dies hatte mich vor das Zeughaus geführt. Ich fand auf der neuen Wache, welche sehr stark mit Bürgerwehr besetzt war, Alles in
gemütlicher Ruhe sitzen oder auf- und abspazieren. Der Raum zwischen der neuen Wache war frei, nur um das gegenüberliegende Thor des Zeughauses stand noch ein Hausen Menschen, scheinbar unthätig. Von Bürgerwehr um das Zeughaus herum konnte ich nichts bemerken. Ich erfundigte mich, wie es beim
Zeughaus stehe, konnte aber keine Antwort erhalten, weil die Wehrmänner mit einem Manne discutirten, der behauptete, von
der Bürgerwehr verwundet zu sein, und seine Bunden überall herumgezogen. Ich durfte voraussehen, daß der Cravall für
heute zu Ende sei, um so mehr, als es bekannt war, daß im
Innern des Zeughauses 200 Mann Infanterie lagen. Ich
ging daher ruhig nach dem Gendarmenmarkt zurück, um den
dort stehenden 3 Compagnieen Nachricht zu geben und planderte
eben mit einigen mir bekannten Zugführern, als der Stadtver-
ordnete S. abemöös mit der Nachricht herbeieilte, „das Zeug-
haus sei vor einer Viertelstunde vom Volke erfürt“. Die auf
dem Gendarmenmarkt stehenden Compagnieen zogen hierauf ab,
direct vor die der neuen Wache gegenüberliegende Seite des
Zeughauses. Von dieser Seite war der Einbruch geschehen, Thür
und Fenster eingeschlagen, und über dem Thor stand eine lange
Feuerleiter, welche in die Fenster des zweiten Stocks führte.
Ich selbst hatte mich einer der letzten Sectionen freiwillig als
Flügelmann angeschlossen und kam, als wir Halt machten, vor
das fünfte Fenster diesseits des Thores zu stehen. Die Scene,
obgleich in schönster Mondschnitt, hatte etwas Unheimliches. Vor
dem Thore brannten büstler einige Jackeln, im Innern des
Zeughauses war tiefe Finsterniß und nur aus einem gewissen
Raume ließ sich vermuten, daß eine große Anzahl Menschen darin thätig war. Die Compagnieen standen einen Augenblick bewegungslos. Die Führer schienen sich zu besprechen, in welcher Weise es rathsam sei, mit diesen etwa 200 Mann weiter vorzudringen. Da kam der Hauptmann Vogel (derselbe muthige Führer, welcher bei dem Arbeiterturnult im October zuerst die Barrikade in der Roßstraße bestieg und dort lebensgefährlich verwundet wurde) auf den überaus glücklichen Gedanken, die Tamboure vor dem Zeughauseingang einen Wirbel schlagen zu lassen. Es war ein innerlicher Lärm, indem der Schall in stiller Nacht von den Zeughauswänden mächtig abprallte — ein Lärm, welcher in uns Allen, wenn nicht kriegerische, jedenfalls lebhafe Empfindungen hervorrief. Dieser Act war entscheidend und augenblicklich verwandelte sich die Scene. Sofort nämlich begannen aus den einzelnen Fenstern Selbstbewaffnner herauszuhüpfen, und mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit an der Wand entlang davon zu laufen. Raum mochten fünf oder sechs entwischen sein, als die Wehrmänner meiner Section nicht mehr zu halten waren. Sie sprangen zu, um die Fliehenden zu erwischen und ein solcher Eiser war plötzlich in uns gefahren, daß drei Wehrmänner auf einmal mit ihren Bajonetten aus einem siebenjährigen Jungen losstachen, der noch räsonniren wollte. Ich sprang dazwischen; es war aber auch so höfe nicht gemeint. Sonstige Waffenthaten zu vollbringen, wollte uns beim besten Willen nicht gelingen. Es strömten von nun an unausgesetzte Menschen zu den Fenstern heraus. Die ersten versuchten wir zu verhaften. Da es aber an Leuten zum Transport fehlte, ließen wir bald laufen, was nur laufen wollte. Immer mehr aber wurde es die Regel, daß die Abziehenden ein Gewehr bei sich hatten und mitnehmen wollten. Die größere Hälfte gab es jedoch auf Erfordern sogleich ab; manche waren verwundert über eine solche Zumuthung; manche räsonnirten und bekamen eine Ohreife, wogegen sie das Gewehr ablieferen; sehr wenige endlich juchten sich gewaltsam durchzudrängen, bekamen dann Rippenstöße und gaben das Gewehr endlich auch ab. In das Zeughaus selbst einzudringen, schien für den ersten Augenblick noch unheimlich. Inbeßen zwei Männer mit Schützenmützen

Strak, Revolutionen 1848/49. II.
vorgekommen sind; ich habe auch sonst von keiner Beschädigung weiter gehört."


Es waren niederdrückende und beschämende Empfindungen, welche sich am nächsten Tage, nachdem sich aus dem Wirrwarr der gegenseitigen Anschuldigungen der wahre Sachverhalt heraus- schälte, sämtlicher Parteien bemächtigten, und um so peinlicher waren diese Gefühle, als man sich sagen mußte, daß mit einem geringen Aufwand von Kraft und Umsicht das Ganze hätte verhindert werden können. Die Hauptschuld trugen unzweifelhaft die Demokratendirektoren, welche in Zeitungen und Vereinsreden seit Wochen die Massen aufgestachelt und nunmehr sich, wie gewöhnlich, unfähig bewiesen hatten, sie zu leiten. Aber auch die Bürgerschaft hatte gezeigt, daß sie nicht im Stande war, einen so planlosen und von der Hase des Volkes unternommenen Eed, wie es der Zeughaussturm war, rechtzeitig zu unter- drücken. Allerdings trug die Kopslosigkeit ihres Commandanten, welchen man offen des Verrathes beschuldigte, viel zu diesem niederschlagenden Resultate bei, aber bei einiger Thatkraft und Umsicht der unteren Führer und einzelner Bürger hätte auch die mangelnde Leitung ersehnt werden können.

Diejenige Partei, welche den meisten Vortheil aus dem ganzen Vorfalle zog, war die conservative. In den Provinzen erhob sich ein Sturm der Entrüstung, der handgreifliche Beweis war geliefert, daß die Berliner Bewegung überhaupt keine Re- solution des ganzen Volkes, sondern ein Spiel des zügellosen Pöbelt war. Allerdings aber vermochten auch die Anhänger des geschichtlichen Bestandes nicht alle Schuld auf die Demokraten und das revolutionäre Institut der Bürgerwehr zu schieben; denn den letzten Anstoß zur Plünderung des Zeughauses hatte der Abmarsch des Hauptmanns von Nachter mit dem Linienmilitär gegeben.

Da das Geschehene nicht mehr zu ändern war, so suchte man jetzt durch strenge, nach allen Seiten verhängte Strafen


Dem Zeughauseinbruche sollte sich bald ein weiteres folgen-
ähnliches Ereignis anschließen. Die Nationalversammlung hatte,
wie erwähnt, in diesen Tagen die Vorsätze des 9. und die zum
Schutz der Versammlung erforderlichen Maßregeln diskutiert
und am 15. Juni sich unter dem Schutz der Berliner Bevölkerung
gestellt. Die freie Meinungsäußerung der mißliebigen Abge-
ordneten blieb mithin nach wie vor gefährdet, wenn auch unter
dem unmittelbaren Eindrucke der Gerechtigkeit des 14. die tiefste
Ruhe in der Hauptstadt herrschte. In der selben Sitzung aber
that die Versammlung einen entscheidenden Schritt. Die Abge-
ordneten Wachsmuth, Waldeck und Harrasowiz hatten einen
combinirtcn Antrag gestellt, des Inhalts:

"Die Versammlung wolle beschließen:

„daß eine Commiffion, bestehend aus 3 zu wählenden Mitgliedern
aus jeder Abtheilung, also aus 24 Personen zu ernennen, und
diese unter Zufertigung des Regierungsentwurfes und Mit-
theilung aller auf die Verfassung bezüglichen Petitionen und
Anträge dessen Berathung, eventualiter dessen Umarbeitung oder
die Ausarbeitung eines neuen Entwurfes aufzutragen; den solcher-
gestalt ausgearbeiteten Entwurf dann in den Abtheilungen zu
berathen und durch die Centralcommissio vor das Plenum der
Versammlung zu bringen“. 

Mit 188 gegen 142 Stimmen wurde in namentlicher Ab-
stimmnng dieser Antrag zum Beschluß erhoben und damit in
aller Form die voraussichtliche Ablehnung des von der Regierung
eingeführten Verfassungsentwurfes ausgesprochen, welcher das
wesentlichere, vielleicht das einzige positive Ergebnis der Thätig-
keit des Ministeriums war. Die Folgen ließen nicht lange
auf sich warten. Nachdem in der Sitzung des nächsten Tages
die Unverletzlichkeit der Abgeordneten festgelegt worden war und
über den Antrag des Abgeordneten Robbertus, welcher die un-
patriotische Haltung der Einzelregierungen Dänemark gegenüber
beflagte, sich eine längere Debatte zwischen dem Antragsteller
und dem Ministerpräsidenten entsponnen hatte, reichten am
18. Juni der Kriegsminister von Canitz, welcher an von Rehers
Stelle getreten war, der Minister des Äußeren, Freiherr von
Arnim, und der des Cultus, Graf Schwerin, ihre Entlassung
ein. Gleichzeitig dankte auch der allgemein beliebte Polizeipräsident von Minutoli, welcher die schwierige Aufgabe, es mit keiner Partei zu verderben, bisher glücklich durchgeführt hatte, ab und wurde durch von Barbeleben ersetzt.

Es war noch keine eigentliche Cabinetskrisis eingetreten, da die leitenden Kräfte des Ministeriums, Camphausen und Johnemann, noch auf ihren Plätzen verblieben. Immerhin aber mußte die Nationalversammlung, da die freigeworfenen Stellen mit Ausnahme derjenigen des Kriegsministers sich nicht sofort bekleben ließen, ihre Sitzungen bis zum 20. Juni vertagen. Als aber am letztnamen Zeitpunkte das Parlament wieder zusammen trat, lief folgendes Schreiben Camphausens an den Präsidenten Milde ein:


Mit vollkommenster Hochachtung
(gez.) Camphausen.“

Die Kammer, welche zuvor die gutähnlich-bäuerlichen Lasten beraten hatte, hob darauf hin ihre Sitzungen abermals und zwar bis zum 26. auf.

vermocht. Die brennendsten Fragen, wie die Festsetzung der
fürstigen Verfassung, die Regelung der bäuerlichen Lasten, die
Stellung der Armee zu den Reformen, das Verhalten Preußens
in der deutschen Einheitsbewegung und in der äußeren Politik,
all dies schwebte noch der in Luft, und was das Ministerium
an sonstigen Maßnahmen zu verzeichnen hatte, die Einberufung
des Vereinigten Landtags, die verunglühte Wahl der deutschen
Volksvertreter aus den Provinzialständen, die Einführung des
indirekten Wahlsystems, die Rückkehr des Prinzen von Preußen
und seine Rede in der Nationalversammlung, der Verfassungs-
entwurf und Anderes, war lediglich eine ununterbrochene Reihe
von Mißerfolgen gewesen, deren Schuld auf Camphausen als
die Seele des Cabinets fiel. Es fehlte dem wahrhaft vornehm
denkenden und geifig hervorragenden Manne, welchem sein hohes
Amt nichts weniger als eine Quelle der Freude oder des Stolzes
war, nicht an Kenntnissen und Umsicht, wohl aber an jener
frischen Tatkräft, jener herben Rücksichtslosigkeit im Handeln
und Empfinden, deren der Staatsmann, zumal in solcher Zeit,
nicht zu entrathen vermagg.

Vieles von dem, was das Ministerium in seiner dreimonat-
llichen Thätigkeit unterlassen oder verfehlt hatte, konnte durch
seine Nachfolger noch nachgeholt und verbessert werden. Der
größte Mißgriff aber, den Camphausen als Staatsmann be-
gangen, ließ sich nicht wieder gut machen. Er hatte den König,
um ihn dem Treiben der Parteien zu entziehen, veranlaßt, seine
Hauptstadt zu verlassen, deren anarchischer Zustand gerade da-
burch am meisten gefördert wurde, und in Potsdam sein Hof-
lager aufzuschlagen; dieser Schritt, durch welchen Camphausen
seinen Gegnern, den reactionär und absolutistisch Gefinnten,
geradezu in die Hände arbeitete, war ein schlagender Beweis,
wie sehr der Ministerpräsident einer der notwendigsten Eigen-
chaften des Staatsmannes, der Menschenkenntnis, ermagellte.
Wer auch nur oberflächlich mit dem Charakter Friedrich Wil-
helms vertraut war, müßte sich jagen, daß der schwankende,
nur zu sehr den Eindrücken des Augenblickes unterworffe Mon-
arch dort in Potsdam, von seinen Generälen und Garden
umringt, von seinen früheren Beratern und Vertrauten um-
geben, dem Anblicke der Revolution und ihres betäubenden Treibens entzogen, in Kurzem wieder zu jenen seinem innersten Wesen entspringenden Anschauungen des Königthums von Gottes Gnaden zurückkehren werde, deren er sich halb willenlos in dem Sturme und Drange der Märztage entäußert hatte. Und das eben war es, was die „Anhänger des geschichtlichen Bestandes“ wünschten. War der König einmal so weit gebracht, dann that die Armee das Nebrige, der ausfrührerischen Hauptstadt und der Volksvertretung blieb nur die Wahl zwischen freiwilliger und gezwungener Unterwerfung übrig.

5.

Das Ministerium der That.

Parteibildung im Parlament.

angewiesen. Es ist daher, wie v. Unruh versichert, wohl anzunehmen, daß Campbauen, sobald er aus seiner zuwartenden Unthätigkeit herausstrat und die Leitung der Ereignisse übernahm, die gesammten nicht extrem gesinnten Elemente der Versammlung, mindestens 300 Abgeordnete, mit sich gezogen und zu einer großen Mittelpartei vereint hätte. Dies war nicht geschehen. Die Dinge lagen nunmehr so, daß sich sowohl eine äußerste Rechte, die conservativ und absolutistisch Gesinnten, und eine radicale Linke, die eigentlichen Demokraten und wohl auch einzelne Republikaner, abgezweigt hatten. Beide Parteien waren ziemlich zahlreich; die Rechte, aus welcher sich später noch ein rechtes Centrum von etwa 20 Stimmen unter Harfort abson- derte, mochte mindestens 80—120, die Linke etwa 60 Mitglieder zählen, welche sich späterhin bis auf 114 verstärkten. Was dazwischen lag, zerfiel in zwei Fractionen, welche sich alle beide als linkes Centrum bezeichneten. Die gemäßigte derselben war die Partei, welche zunächst im Blumengarten, dann in dem Hotel de Russie zusammen trat, die weiter nach links stehende — das eigentliche linke Centrum — die des Hotel Petersburg, welche sich später in dem Niedenthal'schen Locale vereinigte. Ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden Parteien war kaum vorhanden, wie denn auch häufig Abgeordnete, so u. a. von Unruhe, von der einen zur anderen übertraten. Die Organis- sation und Disciplin dieser fämtlichen vier Vereinigungen, der Rechten, des Centrums, linken Centrums und der Linke war nach der Lage der Dinge eine äußerst lockere und die Abstim- mungen häufig trotz aller Verabredungen der Führer unbe- rechenbar.

Schon aus diesen verworrenen und zerfahrenen Parteiverhältnissen ließ sich ein Rückschluß auf den in dem Parlamente herrschenden Geist ziehen. Von allen Seiten erhoben sich Angriffe gegen das lärmdende, unersprießliche und planlose Gebahren der Versammlung. „Sievorgegangen aus den gewaltigsten Er- eignissen", schreibt Steinmann, „berufen, die großartigsten Fragen zu lösen, verrath sie — so lauteten die Stimmen — eine

1 Stützen, S. 42.
wahrhaft erschreckende Bedeutungslosigkeit. Man nannte die Debatten dürre und unrüchtig; die Volksvertreter seien versammelt, um dem Volke eine Verfassung zu geben; noch haben sie die in ihrem eigenen Schoße wie in der Presse längst angeregte Frage: ob sie sich für eine vereinbarendere oder für eine selbstständig constituierende Versammlung halte, nicht einmal zur Debatte gebracht. Alles sei provisorisch, der Präsident, die Vizepräsidenten, die Secretäre, die Abtheilungen, die ganze Versammlung sei provisorisch, wie das Land selbst, und statt sich aus diesem Provisorium herauszuarbeiten, beschäftige man sich nur mit Verweisungen von Anträgen in die Abtheilungen, Interpellationen der Minister u. s. w.

Nicht zum geringsten Theile traf allerdings, wie schon bemerkt, die Schuld an diesen Zuständen das Ministerium Campbhausen, welches seinem Vermittlungsprinzip gemäß den Dingen ihren Lauf gelassen hatte. Man sah jetzt ein, daß eine solche passive Rolle dem Ministerium in so bewegter Zeit nicht zieme und offensichtlich kündete sich das nunmehr zur Regierung gebliebene Cabinet als das „Ministerium der That“ an.


Kriegsministerium hatte schon zu Beginn der Camphausen'schen Ministerkrise den General Freiherr von Schreckenstein übernommen.


der staatlichen Verhältnisse — die constitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht hat. Auf rechtlicher Grundlage steht diese Versammlung, steht die Krone; diese Grundlage halten wir fest”.

Beinahe hätte sich diesen Worten unmittelbar der Sturz des Ministeriums angeschlossen. Denn als die Kammer sich nun wieder zu der mächtigen Beratung der Adresse zumbandte, mit welcher man die Thronrede zu beantworten beaufsichtigte, forderte Hansemann die Zurückweisung des Adress-Entwurfes an die Commission mit der Erklärung, daß er diesen seinen Antrag als Vertrauensfrage betrachte. Es entpann sich in Folge dessen eine höchst aufgeregte Debatte, welche nach vieler Wärme zum Siege des Ministeriums, der Zurückweisung der Adresse, führte.


Am 4. Juli eröffnete von Auersewald, nach vorausgegangenen Besprechungen in Potsdam, der Nationalversammlung die Stellung der preußischen Regierung gegenüber der Wahl des Reichsverwesers, indem er folgende Erklärung, eines der wichtigsten Aktenstücke der deutschen Einheitsbewegung verlas:

„In gleichem Maße wie die deutsche Nationalversammlung ist Sr. Majestät Regierung von der Notwendigkeit durchdrungen, unverzüglich eine provisorische Central-Exekutivgewalt für Deutschland zu schaffen. Sie theilt die Ansicht, daß ein Reichsverweser der geeignetste Träger einer solchen Centralgewalt sei und gibt für dieses zum Heile Deutschlands so bedeutungs- volle Amt Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Johann von
Deutschland, in dessen edeler und volkstümlicher Persönlichkeit die sichere Gewähr für das allgemeine Vertrauen der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes liegt, um so sicher ihre Stimme, als dieses Vertrauen des Volkes sich durch die von der Nationalversammlung in Frankfurt mit großer Stimmenmehrheit auf den Erzherzog gerichtete Wahl auf das Unverdächtigste kundgegeben hat. Die Regierung giebt sich der Hoffnung hin, daß der Erzherzog diesem Wunsche durch die Annahme des Reichsverweseramtes entsprechen werde."


"Wir also gehen von dem Gesichtspunkte aus, daß das Werk der Eintracht am sichersten durch den Geist der Eintracht Aller gefördert werde und daß es nicht erst errungen werden dürfe durch die zu findende nothwendige Form. Wenn wir


Die Regierung hatte mithin in der Theorie das Verfahren der Paulskirche verurtheilt, in der Praxis den einzelnen Fall, die selbständige Wahl des Reichsverwesers, gelten lassen. In umgekehrtem Sinne stellte jetzt die Linke der preußischen Nationalversammlung folgenden, von Jacoby verfaßten Antrag: "Die preußische constituirende Versammlung kann den von der deutschen Nationalversammlung gefaßten Beschuß nicht billigen, durch welchen ein unverantwortlicher, an die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht gebundener Reichsverweser ernannt wird. Sie erklärt aber zugleich, daß die deutsche National-
versammlung befugt war, jenen Beschluss zu fassen, ohne vorher die Zustimmung der einzelnen deutschen Regierungen einzuholen, und daß es daher der preußischen Regierung nicht zustand, Vorbehalte irgend einer Art zu machen."


1 Bis zu welcher Stufe der Trivialität auch in dieser wichtigen Frage die Verhandlungen herunterfahren, zeigt folgender Passus des Prototelles (1, S. 434). "Abgeordnete Buben: Gerade darin, daß es ein Mann aus fürtziger Gebüchte ift, gerade darin fehen Sie einen Grund, woher Sie sich die Unverantwortlichkeit dieser exekutiven Gewalt wollen gefallen lassen. (Mehrere Stimmen: Ne! Ne!) Lassen Sie mich doch reden; das «Ne» hilft gar nichts!" (Salein) u. f. w.


Sehr böses Blut aber schuf eine andere Maßregel, welche am 22. in das Leben trat. Auf Veranlassung des Polizeipräsidiums war eine neue Sicherheitspolizei zu Füße und zu Pferde eingerichtet worden, deren Mitglieder Schutzmänner oder häufiger Constabler genannt wurden. Das Ganze war dem Lande der Erbweisheit entnommen und ein Werk Rühlwetters, welcher späterhin die merkwürdigen Worte fallern ließ: „Meines Erachtens muß der Staat, der recht frei sein will, gerade ein recht großes Polizeipersonal haben“. Die Constabler, in Berlin 1600 an der Zahl, waren militärisch organisiert, trugen Uniform nebst Sektengewehr und häufig auch Schießwaffen und standen unter einem Oberst Kaiser und einer Anzahl Polizeihauptleuten, Lieutenants und Wachtmeistern, Gründe genug für das „Volk“, der neuen Einrichtung sofort das größte Mißtrauen entgegenzubringen. Raum waren die Constabler auf den Straßen erschienen, als schon die Streitigkeiten begannen und unablässig fortduerten. In den Provinzen wurde das Institut fast sofort wieder aufgelöst. Auch in der National-
Die Constabler. 227

versammlung gab das Constablerwesen Anlaß zu heftigen Angriffen gegen Kühltwetter (9. August), wie denn überhaupt selbst von Unruh das Gebahren der Linke gegen diesen unpopulären Minister als „maßlos“ bezeichnete. In den Sitzungen, welche am 1. bezw. 4. und 5. August stattfanden, wurde ein weiterer wichtiger Beschlufß gefaßt. Es hatte nämlich die Central- 

abtheilung des Parlaments in einem Gesetzentwurfe die Ab-

schaffung der Todesstrafe beantragt. Der Justizminister Mäker

selbst sprach sich für den Antrag aus, worauf in mehreren 

namentlichen Abstimmungen zunächst die Abgeschaffung der Todes-

strafe im Princip mit 294 gegen 37 Stimmen angenommen wurde. 

Noch größer war der Stimmenunterschied, als es sich um die 

Frage handelte, ob für den Fall des Hochverrathes die Todes-

strafe beizubehalten sei, denn 315 gegen 28 Stimmen sprachen 

sich dahin aus, daß auch für dieses Verbrechen die lebensläng-

liche Freiheitsentziehung genüge, ein Beschlufß, welcher, mochte 

man auch sonst sehr verschieden über den Werth der Todes-

strafe denken, in einer Revolutionszeit als geradezu undurchführ-

bar erscheinen mußte.

In diese Zeit fiel die Einladung Prinz Wilhelms, des Heims 

der Nationalversammlung, ihn am 30. Juli in Potsdam zu besuchen. Der Verlauf dieser Feierlichkeit war 

zweifellos zeitlicher, man gab sich am Hufe kaum Mühe, die 

Geringschätzung der Versammlung zu verbergen, deren Mit-

glieder andererseits sich größtenteils auf einem ihnen ganz fremden 

Boden bewegten, und als das Parlament am Abend nach Berlin 

zurückfuhr, war die Kluft zwischen Potsdam und Berlin nicht 

geschlossen, sondern erweitert 1.

1 „Die Versammlung“, erzählt von Unruh (Stizzen, S. 58 ff.), „er-

schien faßt vollständig, selbst die äußerste Linke, auch die meisten Polen. 

Am Wildpark verließ man die Eisenbahn, eine Reihe Wagen stand 

bereit, voran der bekannte Zeltwagen, welcher zu jedem Zuge nach und 

von der Eisenbahn fährt; dann zwei Hofequisipagen, deren sich Hofbeamte 

in Geschäften zu bedienen pflegen; endlich eine Reihe zum Theil schlechter 

gemischter Privatfahrwerke, zum Theil Droschken, ja aufsehrend einige 

Charlottenburger Wagen, und doch zu wenige. Manche Abgeordnete 

mußten vorn bei dem Rutscher Platz nehmen.“

In Frankfurt gingen unterdessen die Dinge ihren Gang weiter; schon am 16. Juli hatte der neue Reichskriegsminister, General von Peucner, folgende Aufforderung erlassen: "Da der

"Der Gartendirektor Lenné führte den Zug; es fehlte ihm aber an einigen Dienern, welche die Gäste zurechtwiesen."

"Man machte eine Spazierfahrt von fast zwei Stunden durch die Gärten. Leider war die Hitze noch groß und entsetzlicher Staub erhob sich. Die Demokraten wurden zu Hoffiguren aus der Zeit Ludwigs XIV. eingepupert. Vom Hofe nahm Niemand an diesem eigen tümlichen Vergnügen Theil."


"Dem Könige und der Königin wurden der Präsident, die Vicepräsidenten und viele Abgeordnete vorgestellt. Mit diesen sprachen beide wohlwollend und freundlich länger als eine Stunde. Der König war sich also des Zweckes dieser Vorstellung wohl bewußt und behandelte demgemäß seine Gäste, die Vertreter der preußischen Nation, bei denen es offenbar nicht darauf ankommen durfte, welchem Stande sie sonst angehört.

Erzherzog Reichsverweser in der provisorischen Centralgewalt auch die Oberleitung der gemässerten deutschen bewaffneten Macht übernommen hat, so findet sich das Reichskriegsministerium ver-

"Die Thüre der Seitengalerie wurde geöffnet; der Hofmarschall forderte zur Collation auf. Man hatte auf der Eisenbahn und bei der Spazierfahrt 3 bis 4 Stunden Staud, Hitze und Durst erlitten; die Aufforderung war also willkommen. Aber Niemand vom Hofe, kaum ein Kammerherr, folgte in den Speisesaal. Der König blieb im großen Musiksaal, von den Ministern und vielen Abgeordneten umgeben. Hier fand eine für die Minister sehr peinliche Erörterung über einen Straßencrawall statt, der in Berlin wegen der deutschen und preußischen Fahnen vorgefallen war."


"So unbedeutend die ganze Sache Manchem erscheint, so war sie dem benommenen Beobachter doch bezeichnend genug. Die Aufficht des Ministerpräsidenten war gut; der König ging darauf ein und empfing die Abgeordneten wohlwollend, ganz seiner Aufficht entsprechend. Gegen die allgemeine Anordnung, Hin- und Rückfahrt mit einem Extrazuge, Spazierfahrt, Vorstellung, Collation, Beleuchtung der Fontänen ließ nichts erinnern; aber die Aufführung scheiterte an dem Willen und dem Benehmen der Hofbeamten. Es fehlte in Potsdam wahrlich nicht an guten Hofequipagen, möchten dann auch einige Niißwagen folgen; auch an gut bezahlten Beamten und Dienern ist dort kein Mangel, die Herrn Lenné Hülfte leisten, die Wagen beaufsichtigen konnten."

"Das Benehmen der Hofbeamten hinterließ bei vielen den Einbruch, als ob man die Abgeordneten als ein zur Zeit noch notwendiges Nebel anfah, das zu besieglichen indes viel Hoffnung vorhanden war. Selbts Abgeordnete, welche Mitglieder des Vereinigten Landtages gewesen waren, fühlten sich verlebt und gestanden zu, daß der Landtag zwar in ähnlichen Formen, aber in einem ganz anderen Geiste empfangen worden sei."
pflichtet, zu veranlassen, daß von diesem Acte die gesammten deutschen Bundesvölker durch feierliche Verkündigung des an das deutsche Volk erlassenen Aufrufes Kenntniß erlangen und gleichzeitig ihnen Gelegenheit gegeben werde, dem Reichsverweser ihre öffentliche Huldigung darzubringen". Ein dreimaliges Hoch sollte diese Huldigung zum Ausdruck bringen.


Wie die Armee die Schläge auffasste, sprach Oberst von Griesheim, die Seele des preußischen Kriegsministeriums und der Vertreter desselben in der Nationalversammlung, wenige Tage darauf in seiner Broschüre: "Die deutsche Centralgewalt und die preußische Armee" offen aus. Unumwunden wurde darin Friedrich Wilhelms Wort von dem Aufgehen Preußens in Deutschland als eine "Ubereilung" bezeichnet und die Herrschaft Preußens über die deutschen Länder besiegt. "Lieber als auch nur die Nummern ihrer Regimenter gibt die preußische Armee die deutsche Einheit auf."


„Die Aufregung in Berlin war groß; man begnügte sich nicht mit der Aufforderung schwarz-weiser Cocarden“, schreibt ein Augenzeuge, „an den Hüten, man hing auch schwarz-weiße Fahnen und Flaggen aus den Fenstern; man zog in Scharen und jahrlängig aufgeregt, das Preußenlied singend, durch die Straßen. Das Volk sammelte sich in Häusern, zog, die deutsche Marschallage singend vor diejenigen Häuser, wo preußische Fahnen ausgestellt waren, lärmte und schrie; man nahm die Fahnen herein; der Scandal wuchs; es gab Prügel, blutige Köpfe, Verhaftungen durch die Constablier, Einschreiten der Bürgerwehr u. J. w. 1"

1 Nachdem am 1. August die Polizei die gewohnten abendlichen Zusammenrottungen unter den Linden, den „Lindenclüf“, verboten, wurde diese Straße mehrere Tage hindurch der Schauplatz lärmender Auftritte. „Das Volk stand in dichten Massen beisammen, schrie, tobte und sang die sogenannte deutsche Marschallage, indessen meistens nur den lehnten Vers: «Vorwärts, Vorwärts, mit Gott fürs Vaterland» — da es die übrigen Verse wahrscheinlich nicht konnte."

„Die Constablier standen in geschlossenen Reihen compagnienweise dem Volk gegenüber und schritten immer erst dann ein, wenn sich bedeutende Volksmassen gesammelt hatten. Diese stoben bei dem ersten Angriff unter Schreien, Pfeifen, Lachen und Singen aus einander, liefen
Nach einigen Tagen wurde es bekannt, daß das Kriegsministerium für den 6. August wieder eine Parade noch überhaupt eine Bekanntmachung des Frankfurter Armeebefehls beabsichtigte, und in der Tat ging der Tag ohne die erfolgte Huldigung der preußischen Truppen vorüber.


Am Vormittage des 8. August huldigte die Bürgerwehr durch eine große Parade dem Reichsverweser. Gegen 20 000 Mann hatten sich unter den Linden versammelt und bestürzten an den Behörden, dem Staatsministerium und der Nationalversammlung vorbei.

Die Stellung des Ministeriums Auerswald-Hansemann war im Laufe des Juli eine gute gewesen. Es besaß die Majorität in der Nationalversammlung, wußte sich mit dem Hufe zu vereinbaren und hatte bisher keine auffälligen Mißgriffe begangen, wenn auch allerdings die verpflichteten „Thaten“ vorläufig nur in der Ernennung des Constablerscorps und der Ausschreibung neuer Steuern bestanden hatten. Gerade jezt aber, wo die Position Hansemancks und seiner Kollegen verhältnismäßig an dem Reihen der Constabler vorbei und jammelten sich hinter denselben wieder. So gab es eine fortwährende, höchst tomisehe Jagd, bei welcher sich das Volk, welches übrigens, beiläufig gesagt, zum größten Theil aus zusammengefaßtem Gesindel, Verurteilten und dergleichen, verstärkt durch eine große Masse neugieriger, aber unehriger Zuschauer bestand, vorzüglich amüsierte, während die Constabler bei jeder Verhöhnung, bei jedem vergeblichen Angriffe auf diese niedrige, wie Sprüe auseinanderziehende Menge immer ärgerlicher und wütender wurden.“ (Streefluf II, 766.)
festigt erschien, sollte ein unerwartetes Ereignis ihren Sturz anbahnen.


Ein derartiger Vorfall, welcher begreiflicherweise überall die grösste Erregung erzeugte, lieferte der demokratischen Partei ein willkommenes Material, um neue Anklagen gegen die


Am 9. August kamen diese Vorfälle in der Nationalversammlung zur Sprache und es wurde, nachdem die eingegangenen, darauf bezüglichen Berichte verlesen und besprochen waren, der Beschuß gefaßt, eine Commission aus der Mitte der Versammlung zu weiterer Untersuchung nach Schweidnitz zu senden, und ferner das Ministerium zu ersuchen, die an jenem Vorfalle beteiligten Truppen aus der Festung zu entfernen. Allein die Linke ging noch weiter; sie war entschlossen, aus dem Falle eine Principiensfrage zu machen. Folgendes war der Wortlaut eines Antrages, welchen die Abgeordneten Stein und Schultz-Wangleben zur Abstimmung brachten:

"Der Herr Kriegsminister möge in einem Erlaß an die Armee sich dahin aus sprechen, daß die Offiziere allen reactionären Bestrebungen fern bleiben, nicht nur Conflitute jeglicher Art mit dem Civil vermeiden, sondern durch Annäherung an die Bürger und Vereinigung mit denselben zeigen, daß sie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines constitutionellen Rechtszustandes mitwirken wollen — und es demjenigen Offizieren, mit deren politischen Überzeugungen dies nicht vereinbar ist, zur Ehrenpflicht zu machen, aus der Armee auszutreten".

Mit 180 gegen 179 Stimmen, also mit nur einer Stimme Majorität, wurde dieser folgenreiche Antrag zum Beschuß erhoben. Der erste Theil desselben (Antrag Stein) war allerdings unbedeutender Natur; deshalb größere Tragweite aber wohnte dem zweiten Absage (Amendment Schultz) bei, durch welchen die Regierung gezwungen werden sollte, die "reactionär" gemachten Offiziere, d. h. alle diejenigen, welche die ihrem Stande entsprechende politische Überzeugung hegten, zu entlassen, den altbewährten Organismus des preußischen Heeres zu zertrümmern.
und ihre lezte und schärfste Waffe gegen die Revolution preis-
zugeben. Es scheint, daß man in der Versammlung selbst die 
Vorbereitung ahnte, mit welcher man einen neuen Konflikt 
auflösen wolle. „Es wurde geprüfsweise viel verhandelt“, 
schreibt v. Unruh, „und von allen Seiten, selbst von den An-
tragstellern erklärt, daß eine wörtliche Ausführung der Beschlüsse 
mit derartig nicht verlangt werde.“ Das Ministerium scheint dagegen 
die Tragweite des Beschlusses nicht erkannt zu haben. Wenn je, 
so mußte es jetzt die Cabinetssfrage stellen, mit welcher Hanfe-
mann sonst so freigiebig war, und höchst wahrscheinlich hätte, 
da die Versammlung durchaus keinen Ministerwechsel wollte, die 
Vertrauensforderung hingereicht, um die Abstimmung des mit so 
winziger Mehrheit angenommenen Stein’schen Antrages zu 
bewirken. Nichts dergleichen geschah, ja der Kriegsminister hielt 
es nicht einmal für erforderlich, persönlich in die Debatte einzuge- 
greifen und ließ den Dingen ihren Lauf.

Nachdem die Versammlung die Schweidnitzer Angelegenheit 
vorläufig erledigt, ging sie zunächst zur Beratung der Richtung 
der Ostbahn über, wobei, wie bereits erwähnt, das Ministerium 
in der Mehrheit blieb, und beschäftigte sich dann den größten 
Theil des August mit der Ausarbeitung eines Gesetzes über die 
persönliche Freiheit. Am 28. wurden diese Habesacopusacte 
anommen und das Parlament wendete sich nun zur Be-
ratung eines Bürgerwehrgesetzes, welches, von zahlreichen Inter-
pellationen, Berichten u. i. w. unterbrochen, die Volksvertreter 
bis in den September hinein beschäftigte.

Um diese Zeit erwuchs der Nationalversammlung eine eigen-
thümliche Concurrenz durch das sog. „Junkerparlament“. Der 
Adel, welcher seit den Märztagen sich gänzlich aus dem politischen 
Leben zurückgezogen hatte, war unzufrieden mit der nachgiebigen 
und schwankenden Haltung des Königs und überzeugt, daß die 
Zeit zur Unterdrückung des revolutionären Treibens in Berlin 
gekommen sei. Zu Magdeburg fand am 14. Juli eine größere 
Zusammenkunft adeliger Gutsbesitzer statt, welcher ähnliche in 
Halle und Stettin folgten, und in Berlin trat um die Mitte 
August eine „Generalversammlung des Vereins zu Wahrung 
der materiellen Interessen aller Klassen des preußischen Volkes“

Auch die constitutionelle und die demokratische Partei gingen mit der Absicht um, auf Congressen ihre Bestrebungen einheitlich zu regeln. Doch fanden diese Vereinigungen erst später statt.


Bald darauf hatte in dieser Stadt ein demokratischer Verein unter Vorsitz des Chemikers Denzer sich auszubreiten gesucht, was noch mehr häufes Blut machte. Die Erregung stieg zu solcher Größe, daß am 20. August mehrere Berliner Volksführer, die sich zu einer Sitzung des Klubs nach Charlottenburg begeben hatten, schwer mißhandelt wurden. Namentlich erheblich wurden die Brüder Bruno und Edgar Bauer verletzt, der Kaufmann Jacoby sogar lebensgefährlich verwundet.

Als die Nachricht von diesen Vorfällen nach der Hauptstadt kam, war die Entrüstung allgemein. Der demokratische Klub

Die Bürgerwehr hatte, wie gewöhnlich, ihre völlige Unfähigkeit bewiesen, auch nur der unbedeutendsten Pöbelaußschreitungen Herr zu werden. Die Offiziere der Nationalgarde befanden sich sogar, obwohl für den Abend der Ausbruch von Unruhen mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen war, nicht in der Stadt, sondern auf einem großen Bürgerwehrsest im Kroll'schen Etablissement im Tiergarten.

In Folge dieser Auftritte erschien der Tag darauf ein Aufruhrgescheh, welches Volksversammlungen unter freiem Himmel nur nach vorausgegangener polizeilicher Erlaubnis gestattete, bewaffnete Versammlungen und Aufzüge verbot und die öffentliche Macht ermächtigte, Zusammenrottungen nöthigenfalls mit Waffengebrauch zu zerstreuen.

 Wenige Tage darauf, am 26. August, schloß die preußische Krone zu Malmö jenen Vertrag mit Dänemark, welcher überall in Deutschland die Patrioten mit Zorn und Trauer erblickte. Das Ministerium traf keine Schuld an diesem Handel; denn neben dem Cabinet und über dasselbe hinaus leitete die aus-
wärigen Angelegenheiten jener von den Demokraten als „Camarilla“ bezeichnete Kreis conservativ und reactionär gesinnter Persönlichkeiten, eines Manteuffel, Gerlach, Thile, Radewitz, Leo und Anderer, welche in Potsdam faß die einzige Umgebung des Königs bildeten.

Die Vermittlungsversuche des Ministeriums zwischen Potsdam und Berlin wurden durch diese Partei paralysirt, der schwankende Herrscher seinen offiziellen Beratern entzogen und mehr und mehr wieder zu den Anschauungen des Königthums von Gottes Gnaden zurückgeführt.


Gewiß waren diese Bemerkungen richtig, allein der Kriegsminister hätte sie nicht jetzt, sondern am 9. August machen müssen, und wäre dann des Erfolges sicher gewesen, während jetzt begreiflicher Weise die Versammlung durch den schroffen Widerstand des Ministeriums nicht überzeugt, sondern gereizt

Mit 184 gegen 168 Stimmen nahm endlich das Parlament den Antrag Unruhs an und vertagte die Beschlusfasung bis zum 7. September. Niemand konnte sich mehr verhehlen, daß man jetzt vor einem entscheidenden Schritte stand, daß die Annahme des Stein'schen Antrages nicht nur den Sturz des Ministeriums, sondern auch eine offene Opposition gegen die Regierung bedeutete. Die Parteien der Nationalversammlung traten zusammen, in den Klubs und Bezirksvereinen, in den Kreisen der Bürgerwehr, auf den Straßen und Plätzen war von nichts Anderem als von dem Stein'schen Antrag die Rede. Die Nationalgarbe erklärte sich am 5. offen gegen das Ministerium und verprang die Volksvertretung nach Kräften zu beschützen; zahlreiche Placate und Flugblätter vermehrten die Aufregung des Volkes, welches bereits Kampfsvorbereitungen traf, um gerüstet zu sein, falls das Cabinet die Truppenmacht zu Hülfe

rufen wollte. Die Stellung Auerwalds und seiner Genossen war schon jetzt eine unhaltbare geworden.

Der 7. September, ein schöner, heisser Herbsttag, brach an. Schon von 8 Uhr Morgens ab füllten groBe Menschenmassen den Platz vor der Singakademie. Die Haltung der Menge war eine ausgeregt, jedoch nicht gefahrdrohende. Die Tumulte und Thätlichtkeiten gegen die missliebigen Abgeordneten, welche man befürchtete — nicht weniger als vier Bataillone Bürgerwehr standen im Schloß bereit —, sinden nicht statt, wenn auch die Stimmung eine bedenksliche blieb.

Um 9 1/2 Uhr eröffnete in Gegenwart des gesammten Ministeriums und 362 Abgeordneten und bei überfüllten Galerieen der Präsident die Berathung. „Es war die fünfzigste Sitzung der preußischen Nationalversammlung, in Haltung, Ernst und Würde der Verhandlung mit keiner der früheren vergleichbar. Das Bewußtsein eines großen historischen Momentes erfüllte alle Gemütter.“

Eröffnet wurde die Debatte durch den Ministerpräsidenten, welcher jetzt zu spät darauf hinwies, daß der Stein’sche Antrag kein Regierungssact sei, sondern eine Verwaltungsmaßregel enthalte, über welche die Nationalversammlung keine Bejungniz habe. Von der Mittelpartei und ebenso von der Rechten waren Amendements eingelaufen, welche eine Beilegung des Conflictes begewelten. Das erstere, von von Unruh gestellt, ließ dem Cabinet noch den Rückzug offen, indem es sich dahin ausprach, daß das Ministerium das Vertrauen des Landes nicht mehr behrke, wenn es noch weiterhin Anstand nehme, den bewussten Beschuß auszuführen; das zweite, von Tammnau stammend,

1 Streelß II, 788.
2 So wurde u. A. ein Flugblatt, welches das gesammte Ministerium am Galgen hängend zeigte, verbreitet und den Ministern vorgehalten. Am besten zog sich hierbei Hansemann aus der Sache, indem er sich selbst ein Exemplar faufte.
3 Der Zubrung zu den Galerieen war so groß, daß die „Arbeiter“, welche solch vor den Thüren der Singakademie mit Einladurten zu handeln pflegten und in der Regel 10 Silbergroßen für das Stück forderten, an diesem Tage drei bis fünf Thaler dafür erhielten.


¹Das preußische und deutsche Verfassungswerk, S. 118 ff.
V. Abschnitt.

Der Krieg in Schleswig-Holstein.

1.

Das Treffen bei Bau und Ernsau.

Che noch den Herzogthümern die versprochene Hülfe Preußens und des deutschen Bundes zu Theil wurde, hatten bereits die Feindseligkeiten zwischen dem Inselreich und seinen abtrünnigen Provinzen begonnen. Die Dänen hatten die äußersten Anstrengungen gemacht, um ihr Heer auf eine achtungsgebietende Höhe zu bringen, Anstrengungen, die um so mehr erforderlich waren, als der größte Theil der in Schleswig-Holstein garnisonirenden Truppen zu der deutschen Sache übergetreten war.


Waren within die von Dänemark aufgestellten Landtruppen so schwach, daß sie bei einer energischen Kriegsführung seiten


Ein Blick auf die Zahl der Offiziere und Mannschaften zeigt, daß es zwar nicht an Prizen, wohl aber an ausgebildeten Soldaten und besonders an tüchtigen Unterführern fehlte. Gerade bei einem in Eile formirten, zum größten Theile aus ungeübten Freiwilligen bestehenden Heere war der Einfluß erfahrener Offiziere unentbehrlich und um so nachtheiliger wirfte es, daß man kaum die nötigsten Führerstellen zu befeßen vermochte und oft nicht umhin konnte, ganze Batterien und Compagnien Unteroffizieren anzuvertrauen. Dieser Offiziersmangel hatte seinen Grund vornehmlich darin, daß schon vor dem Ausbruch der Revolution fast alle Commandostellen in den schleswig-holsteinischen
Garnisonstruppen mit Offizieren dänischer Abkunft begegnet worden waren, welche dann nach dem 18. März, während sich die Mannschaften der Bewegung anschlossen, in ihre Heimat zurückkehrten.

Einen besonders stattlichen Anblick konnten diese in der Eile zusammengerafften Truppen selbstredend nicht gewähren. „Das Aussehen der neuformirten schleswig-holstein'schen Truppen“, schreibt v. Wiebe, „war so häßlich wie nur möglich. Von allen europäischen Heeren hatte das dänische entschieden das größte Luch und den unkleidsamsten Kleiderschnitt für seine Soldaten und diese Uniformierung ging nun auf uns mit über. Da wir aber die rothen dänischen Collets nicht beibehalten sollten, weil sonst die deutschen Bundestreuppen uns für Dänen gehalten und stets auf uns geschossen haben würden, so trugen die Leute anfänglich nur ihre blauen Spencerjacken und groben Luchmäntel. Die rothen Uniformen wurden unzertrennt, wie sie waren, in die Farbenbottiche gesteckt, um dunkelgrün gefärbt zu werden. Diese Färbung mißrieth aber und so erhielten diese aufgefärbten Röcke ein scheußliches braunrothes, fleckiges und in allen möglichen Schattierungen spielendes Couleur. Dabei war das Luch³ bei dem Färben eingelaufen, die Ärmel reichten den Leuten oft bis nicht viel über die Ellenbogen. — So sahen wir denn wirklich wie die Vogelscheuchen aus, zumal im Vergleich zu den schönen, eleganten preußischen Gärten, oder den luxuriös ausgerüsteten Mecklenburgern oder den einfachen, geschmackvollen, schwarzen braunschweigschen Jägern. Dazu noch die schlechte Haltung und der schwefelige bäuerische Gang unserer Rebetrutzen; kurz, eine schleswig-holstein'sche Infanteriecompagnie hatte wahrlich nichts Statthähces.“

Auch die militärische Brauchbarkeit der Truppen war keine allzugroße. „Wie bei jeder Truppe“, schreibt unser Gewährsmann, „die sich einer Volfserebution, mag sie auch wirklich so wohl begründet sein, wie es diese hier nach meiner festen Urteilszeugung war, anschließt, war ihre Organisation sehr erschüttert worden. Dem guten, willigen, so leicht gehordenden Geiste der schleswig-holstein'schen Bevölkerung im Allgemeinen war es zuzuschreiben, daß wirklich grobe Subordinationsvergehen auch bei diesen Truppen äußerst selten vorfanden. Allein die Disciplin
war doch lange nicht so fest, wie sie in jedem heldtühigen Heere sein muß. Besonders die Langsamkeit und Schwierfällig-
keit der Leute, die nur durch strenge Zucht gemindert werden konnte, trat gar häufig recht hemmend hervor. Wenn ein Bataillon des Morgens um fünf Uhr fortmarschieren sollte, so konnte man in der ersten Zeit ziemlich sicher sein, daß es nicht vor sieben Uhr wirklich auf den Marsch kam, und seine Kom-
pagnie fortmarschieren zu lassen, ohne ihr eine bequeme Mittags-
ruhe und ein reichliches Mittagessen zu verschaffen, hätte kein Offi-
zier damals vermocht. Dabei war die Hälfte der Gewehre gewiß
so schlecht gepulst, daß sie beim Schießen verjagt, im Geschehe
also unbrauchbar waren. Wollte ein Offizier hiergegen ansetzen,
so traf er zwar selten auf offenen Ungezieher, denn hierzu
wird es ein Schleswig-Holsteiner nur äußerst unternommen
lassen, aber auf eine solche Lässigkeit und Schwierlichkeit, daß
er doch seinen Zweck nicht zur Hälfte erreichen konnte. Dabei
ging der Bevölkerung in den Herzogthümern der eigentlich
kriegerische Einn ab. Das Militär, früher saß nur aus den
Leuten der untersten Volksklassen oder Stellvertretern bestehend,
war nicht recht geachtet gewesen. Jeder nur halbwegs wohl-
habende Bürger- oder Bauernsohn hatte sich geschämt, die
Uniform anzuziehen, und der Rock des Soldaten war kein
Ehrenkleid.

Eine große und wichtige Unterstützung wurde der geringen
Truppenmacht der Schleswig-Holsteiner durch die Freischaren
zu Theil, welche in den ersten Tagen des April aus allen Gauen
Deutschlands eintrafen. Die allenthalben erwachte Begeisterung
für die meerumschlagenen Herzogthümer hatte diese Freischärler,
meist junge Leute, Turner, Studenten, auch manche Offiziere,
herbeigetrieben. In ihrer Heimat war man oft froh gewesen,
die unrühigen Geister hergestellt auf gute Art los zu werden,
in den Herzogthümern wurden sie mit größtem Jubel empfangen,
und brachten in die bisher etwas aristokratisch gehaltene Be-
wegung einen starken demokratisch-revolutionären Zug. Waren
doch so Manche unter ihnen, die in der Nacht des 18. März
in Berlin auf den Barricaden gestanden, die ein Jahr später
im Lande Baden sich für die deutsche Republik fahlugen.

Schon durch die Beteiligung dieser Freihaaren war dem bevorstehenden Kampfe der Charakter eines Volkskrieges verliehen; die provisorische Regierung ging jedoch noch weiter, indem sie in einem am 8. April erlassenen Decret jeden Staatsbürger für verpflichtet erklärte „sich dem andringenden Feinde mit Waffen jeder Art zu widersehen“. Es sollte somit eine Art Landsturm aufgeboten werden, wie dies der Paragraph 4 der Verordnung in den Worten ausprach: „Es tritt mit jeder Annäherung des Feindes ein Kampf der Notwehr ein, der alle ehrenhaften Mittel heftigt. Die vernichtendsten Mittel sind die vorzüglichsten, denn sie führen am schnellsten zum Siege der gerechten Sache“. Viel Erfolg wurde durch diesen Befehl nicht erzielt; die ländliche Bevölkerung, von welcher ein solcher kleiner Krieg hätte vorwiegend ausgehen müssen, war zu schwerfällig und um ihr Hab und Gut besorgt.

Die in Aussicht gestellten preußischen Hilfstruppen trafen bereits am 4. April in Holstein ein, nahmen aber an den ersten Kämpfen ebensowenig Theil, wie die mobile Division des 10. deutschen Armeecorps, die, vom deutschen Bunde entsandt, etwas später anlangte.

Da sich diese Truppen zunächst neutral verhielten, so fiel die ganze Wucht des ersten dänischen Angriffes allein auf die Schleswig-Holsteiner und die mit ihnen verbundenen Freihaaren.

Die Dänen, welchen nach der Lage der Dinge die Rolle des Angreifers zufallen mußte, hatten die Insel Alsen besetzt und
bedrohten von hier aus die Ostküste, während sie zugleich im Norden in Jütland ein Corps zu sammenzogen. Ihre Kriegsschiffe kreuzten an den Küsten und blockirten die Häfen.


Am 6. April war das erste Blut gespren, ein Reconnoisscirungsgescheit bei Hörkerup und Rinkenüs kostete einem Deutschen und mehreren Dänen das Leben, drei Tage darauf sollte das erste entscheidende Treffen erfolgen.

Das kleine Detachment des Majors Michelsen hatte nordlich von Flensburg eine für seine geringen Kräfte außerordentlich ausgedehnte Stellung bezogen. Sein rechter Flügel, dessen Hauptbestandtheil die Kieler Freischaairen bildeten, lehnte sich an die Seeküste an, das Centrum, aus dem größtem Theil der Linientruppen bestehend, stand bei Bau, der linke Flügel, die Braitow'sche und Rankau'sche Schaar, hielt etwas zurück gezogen, die Dörfer Harrißlev und Handewith besetzt. Die Stellung war schon vor Beginn des Gefechtes eine nahezu
unhaltbare geworden; denn die Dänen standen nicht nur mit
großer Übermacht der Front der Deutschen gegenüber, sondern
bedrohten auch bereits deren Rückzug, während zugleich eine
Anzahl Kriegsschiffe im Flensburger Fjord bereit lag, die
Operation der Landarmee an der Seeküste zu unterstützen.

Es lag in der Absicht des Generals Hubein, das kleine,
zu weit vorgeschobene Detachement Michelfens in beiden Flanken
zu umgehen, womöglich im Rücken zu fassen und gefangen zu
nehmen. Von der Stellung der Gegner durch einen gewissen
Christianen und andere dänisch gesinnte Bürger Flensburg's
genau unterrichtet, ließ er am 8. April den auf dem linken
Flügel der Deutschen gelegenen Flecken Medelby befeßen, landete
eine Abtheilung bei Holbnäs, um von hier aus über Glücksz-
burg den Rücken des feindlichen Detachements zu bedrohen, und
eröffnete am Morgen des 9. April den Angriff auf drei
Punkten. Seine Hauptmacht ging auf das Centrum der
Schleswig-Holsteiner bei Bau vor; zwei andere dänische Colonnen
griegen bei Harsislev und Hanewith den linken, bei Cruauf
den rechten Flügel Michelfens an. Das Unternehmen hatte,
wie dies bei den fehlerhaften Dispositionen des schleswig-hol-
stein'schen Commandos und der großen Nebenzahl der Dänen
nicht anders zu erwarten war, einen vollen Erfolg. Der linke
Flügel der Deutschen, die Freischärler der Braclow'schen und
Kanzau'schen Schar wurde nach dem Falle des Commandanten,
Hauptmann Schmidt, völlig zerstört und von dem Gros
abgeschnitten, welches manche der Scharfschützen erst nach Wochen
über Friesland wieder erreichten. Gleichzeitig ging auch das
Centrum unter heftigem Kampfe aus Bau zurück und mußte
auch eine zweite Stellung bei Niehaus räumen.

Der rechte Flügel war nunmehr völlig isolirt. Die hier
befindlichen Kieler Turner und Studenten schlugen sich mit
äußerster Tapferkeit, allein dem verheerenden Feuer der dänischen
Landmacht und der dicht am Ufer liegenden Kriegsschiffe ver-
mochten sie nicht zu widerstehen. Sie traten den Rückzug auf
Flensburg an, warden sich in eine vor der Stadt befindliche
tifengießerei, welche sie gegen die heftigen Angriffe der Dänen
hielten, mußten aber dann, da ihnen die Munition ausging,


Es trat nunmehr in den Kriegsoperationen ein mehrtägiger Stillsand ein. Die Dänen standen im Süden Schleswigs zwischen Mifsund und Trena, die Deutschen im nördlichen Holstein, die Freicorps vorgehoben, unter dem Befehle des Hauptmanns von Gersdorff, in Altenhof, Harshof, am Wittensee und in Steinrabe. Besonders zeichnete sich das von der Tarn'sche Corps aus, dessen Führer hier seine großen militärischen Gaben zeigte. „Als Soldat war er fehnh“, schreibt Wiede, „unermüdlich bei Tag und Nacht, scheute weder Ge-
fachten noch Anstrengungen und hatte die große Gabe, seinen Untergebenen ein unbedingtes Vertrauen zu seinen Fähigkeiten einzuflößen. Besonders zeichnete er sich sehr dadurch aus, in unvorhergesehenen Fällen auch sogleich die besten Mittel dafür zu finden, und extemporierte mehr, als daß er vorher lange Pläne entwarf."


Die bisherigen Kriegserignisse hatten gezeigt, daß Schleswig-Holstein für sich allein den Kampf gegen Dänemark nicht mit Erfolg durchzuführen vermochte. Die regulären Truppen waren noch nicht genügend organisiert und ausgebildet, die Freicorps zwar meist tapfer, aber undiszipliniert und in ihrem Verhalten unberechenbar. Die höhere Führung ließ manches zu wünschen übrig; die niederen Offizierstellen waren zum Theile gar nicht oder unzureichend besetzt, es mangete an Menschen- und Kriegsmaterial, so daß es Alles in Allem die höchste Zeit für den deutschen Bund war, sich seinem Versprechen gemäß der bedrohten Herzogthümer anzunehmen.

2.

Die Schlacht bei Schleswig.


Als der älteste bei der Armee befindliche Offizier hatte General Hugh Galkett vorläufig das Commando übernommen, bis am 21. April der zum Bundesfeldherrn nach langen Verhandlungen ernannte General der Cavallerie von Brangel in Hondsburg anlangte und in einem an dem gleichen Tage erlassenen Beschei sich an die Spitze des Heeres stellte.


Auf dieses Schreiben antwortete Bonin am 13. in einer nicht miszuverstehenden Weise: „Erw. Königliche Majestät wollen wir allergnädigst gestatten, zu erwähnen, daß die preußischen Truppen nicht in das Herzogthum Holstein gekommen sind, um die innere Ordnung und den Frieden da selbst herzustellen und zu erhalten, sondern sie sind an die Eider gerückt, um die
vom deutschen Bunde anerkannten und verfassungs-
mäßigen Rechte der beiden Herzogthümer aufrecht zu
erhalten. Sie sind nicht eingegangen, um die provi-
sorische Regierung zu stürzen, sie sind vielmehr der-
selben unter meinem Commando von der Regierung
meines allernädigsten Herrn zur Verfügung gestellt
worden."

Nach diesen Erklärungen, welche Oberst von Bonin im
Namens seiner Regierung ertheilte, schien es keinem Zweifel
unterliegen zu können, daß Preußen einen ernstlichen und ent-
scheidenden Krieg mit Dänemark zu führen beabsichtige. Und
doch war das Gegentheil der Fall.

Nach langen Unterhandlungen, welche der dänische Gesandte
in Berlin, Graf Pleffen, mit dem Minister von Armim ge-
pflogen, war von dem preußischen Cabinet der Major von
Wildenbruch in außerordentlicher Mission nach Kopenhagen ge-
schickt worden. Seine Bemühungen blieben erfolglos; er verließ
die dänische Hauptstadt wieder, um sich zu den preußischen
Executionstruppen zu begeben, schrieb aber unterwegs von
Sonderburg aus am 8. April an den dänischen Minister des
Auswärtigen eine Note, welche — späterhin vor die Deffent-
llichkeit gebracht — die eigentlichen Triebfedern der preußischen
Politik bloßlegte.

Diese „Wildenbruch'sche Note“, deren Veröffentlichung das
größte Aufsehen in der Folge erregte, ist der Schlüssel zu dem
seltsamen, widerspruchsvollen Gebahren Preußens in den schleswig-
holstein'schen Wirren. Sie zeigt, wie sehr Preußen entfernt
war, die eigentliche, nationale Erhebung zu unterstützen, wie es
ein Intriguenpiel statt eines kraftvollen Krieges trieb und mehr
darauf bedacht war, die revolutionären Elemente des eigenen
Landes niederzuhalten, als den Herzogthümern die ersehnte Be-
freiung zu bringen. Der Text der Note ist französisch. «La
Prusse», erklärt von Wildenbruch nach einigen einleitenden
Sätzen, «désire avant tout conserver les duchés de Slesvig
et de Holstein a leur roi-duc et elle est très-éloignée de
vouloir servir ou ses propres intérêts ou l'ambition d'autres
personnes. Il est dans l'interêt du Danemark et de tous
les états voisins que les Princes Allemands interviennent puissamment dans cette affaire et le seul désir d'empêcher les éléments radicaux et républicains d'Allemagne d'intervenir d'une manière désastreuse à pousser la Prusse aux démarches, qu'elle a faites. Le but de l'entrée de troupes Prussiennes en Holstein était la protection d'une territoire de la confédération et d'empêcher que les éléments républicains de l'Allemagne aux quels les duchés auraient pu faire appel comme à un dernier moyen de propre conservation, ne se fissent maîtres de cette affaire.»

«L'idée d'une république de Nordalbingue que déjà on a prônée, serait sérieusement menaçante et pour le Danemark et pour les pays voisins Allemands. Dans cette position la Prusse attendra si le Danemark voudra prêter sa main à une condition pacifique. — Le propre intérêt du Danemark est le but de la Prusse, elle va sa grandeur et son indépendence qui lui paraissent menacées par la séparation des duchés, — et elle est prête à y concourir. Mais la seule base possible en est l'union pleine et entière du Slesvig et du Holstein comme État indépendent et inséparable qui reconnait son duc héréditaire comme son maître et non le roi de Danemark.»


Schon vor der Ankunft des Bundesfeldherrn hatte General Haliott Befehle gegeben, um in den nächsten Tagen gegen die


Das Hauptwerk des heißen Tages, dessen Bedeutung man am Morgen noch nicht ahnte, fiel der Müllendorf'schen „Gardebrigade“ zu. Um 7 Uhr war diese rechte Seitencolonne ausgebrochen und ohne Widerstand zu finden, auf der Straße nach Schleswig bis zu dem harr vor der Stadt gelegenen Dorfe Busdorf gelangt; es war dies eben jener Punkt, an welchem das hier vielfach zerfallene und durch Lücken unterbrochene Danewirk die Chauffée schnitt. Der Flecken selbst zerfiel in einen nördlichen und südlichen Theil, Nieder- und Obergustorf genannt. Hinter dem Orte befanden sich — vom Standpunkte des Angreifers von rechts nach links gerechnet — das Hadelbyer Holz, eine Ziegelrei, der Niesberg, endlich an der Straße das einem Rittmeister Risse gehören Landhaus. Weiterhin schoß der etwas rückwärts liegende Gustorfer Teich, an dessen Nordrande sich bereits eine Vorstadt Schleswigs, der Friedrichsberg, erhob, diesen Theil des Kampfplatzes ab.

Es hätten jedoch schon früher die in der Avantgarde der linken Seitencolonne Bonins befindlichen Truppen — je 1 Ba-


Straczek, Revolutionen 1848/49. II.


Standartenträger. Nur vereinzelten Haußen gelang es, die Reihen der ihrigen wieder zu erreichen. 
Mit dieser Attacke nahm der Kampf auf dem linken Flügel ein Ende. Die Dänen räumten Hussy und zogen sich, nur wenig durch Geschützfeuer verfolgt, in nördlicher Richtung zurück. 
Der dritte und letzte Theil der Schlacht spielte sich vor Schleswig selbst ab. Von Friedrichsberg, welches die Preußen bereits besetzt hatten, zog sich ein jumfiges Terrain bis zu dem Gottorper Teiche hin, in dessen Mitte sich das feiste Königs- schloß Gottorp erhob. An dieses schlossen sich dann, im Nordosten an der Schlei gelegen, die übrigen Theile der Stadt, der Lohsfuß und die Altstadt an. Gottorp selbst war von den Dänen stark besetzt; man sah die Bärenmützen ihrer Garde über die Zinnen des Schlosses hervorragen. Außerdem war eine Reihe fester, zwischen Friedrichsberg und Gottorp gelegener Punkte, das Pulverholz, die Pulvermühle und die Amnettenhöhe, sowie der weiter nördlich befindliche Thiergarten eingenommen. 
Ein glücklicher Zufall kam jetzt den Deutschen zu Hilfe. Der Commandant Gottorps, Oberst Juel, hatte die falsche Nachricht empfangen, die Preußen seien bereits über die Schlei in dem Lohsfuß und der Altstadt eingriffen und bedrohten seinen Rücken. Um nicht abgeschnitten zu werden, räumte er um sieben Uhr das Schloß, ganz gegen die Absicht des dänischen Generals Hedemann, welcher eben Verstärkungen nach dem Rampsplatz abgeordnet hatte. Zugleich war auch der Thiergarten den Dänen in einem
erbitterten Kampfe entrissen worden\(^1\). Um 9 Uhr Abends war die Schlacht entschieden; die Preußen zogen in Schleswig ein.

Die „Schlacht bei Schleswig“, wie sie offiziell bezeichnet wurde, war, was die Mannschaftsstärke und die Verluste der beiderseitigen Truppen betrifft, keine Schlacht im modernen Sinne. Denn Alles in Allem standen sich nach der Berechnung des preußischen Generalstabs\(^2\) am 23. April 16400 Deutsche und rund 10000 Dänen gegenüber. Auch die Verluste waren verhältnismäßig nicht groß. Die Preußen hatten 3 Offiziere\(^3\), 3 Unteroffiziere, 39 Mann an Todten, 16 Offiziere, 20 Unteroffiziere, 242 Mann an Verwundeten, 22 Mann an Vermüden eingebüßt. Die Schleswig-Holsteiner verloren 1 Offizier\(^4\), 6 Unteroffiziere und Gemeine an Todten, 1 Offizier, 32 Mann an Verwundeten, 39 Mann an Vermüden, darunter 60 Gefangene. Die Dänen gaben ihre Einbuße auf 47 Offiziere.

---


\(^2\) Generalstabswerk, S. 187.


\(^4\) Königlich bayerischer Lieutenant und Führer beim Jägercorps Waldmann.


es nicht ausgeschlossen, daß der General vielfach von anderer als militärischen Bewegungen geleitet wurde.


1 Hier ereignete sich der merkwürdige Fall, daß eine deutsche Geschütz Lafgel gerade in das Rohr einer dänischen Kanone fiß und daselbe spaltete. Generalstabswerk, S. 326.
und eine Abteilung Jäger zu überraschen, doch wurden sie bald darauf von einer Dragonerschwadron angegriffen und auseinandergerissen. Erst am Abend konnte Albosser seine Leute wieder sammeln.


3.

Die Kämpfe im Sundewitt.

Das Napoleon'sche Wort, daß im Kriege nichts unmöglich sei, kann keine schlagendere Bestätigung finden, als durch einen Vergleich zwischen den Kriegsoperationen, welche die deutschen Heere 1848 und 1864 vor Alsen ausführten. Einen Uebergang auf Alsen hielt man 1848 so ziemlich für unmöglich, obwohl damals die Chancen im Vergleich zu den Ereignissen von 1864 insofern weit günstiger lagen, als die Waffen noch lange nicht die später erreichte Tragweite und Präcision besäßen und eine Windstille die zumeist aus Segelschiffen bestehende dänische Kriegsflotte zur Bewegungsfähigkeit verurtheilen konnte. Trotzdem wurde der Gedanke, die Dänen in ihrem eigenen Lande
aufzufuchen, zwar im Hauptquartier aufgeworfen, aber nie ernstlich zu verwirklichen gesucht. 1

So blieben denn die Dänen unbelästigt auf der Insel, welche für sie den Werth einer uneinnehmbaren Festung größten Maßstabe besaß. Hier vermochten sie ihr Heer zu organisiren und zu verstärken und konnten in jedem ihnen günstig erscheinenden Augenblicke unter dem Schute der Kanonen von Sonderburg, welche die gegenüberliegende Küste beherrschten, auf das Neue an dem Sunbewitt landen.


1 Man vergleiche folgende „Geheime Ordre“, welche Wrangel am 28. April von seinem Hauptquartiere Upenrade an Halkett erlief. (Abgebrucht v. Schott, S. 80.)

„Vom 10. Armeecorps sind Vorbereitungen zum Uebergang nach der Insel Alsen zu treffen und hierzu die nöthigen Hözer zu floßen zu requiriren. Auch sind auf angemessen Puncten Verfchanzungen anzulegen, sowohl um den eigenen Uebergang zu sichern, als auch einen feindlichen abzuwehren.

Zur Bekleidung der Strandbatterien ist die Anfertigung von Faßchinen einzuleiten. Alle diese Vorbereitungen sind nur zum Scheine zu treffen, aber mit Kraft durchzuführen, um die Täuschung des Feindes so viel als möglich zu bewirken.

Der Oberbefehlshaber der Armee gez. v. Wrangel.“

Es sei hierbei erwähnt, daß zwischen Wrangel und Halkett des Desteren Meinungsverschiedenheiten herrschten, welche das Gelingen der gemeinsamen Operationen nicht eben förderten. (Vergl. Sichart, S. 98, 118, 125 u. a. C.)
haupt nicht als Soldaten, während jene wiederum in den preußischen Grenadier- und Musketieren die „Söldlinge“ jähnten. Gegenseitige Verhöhungen, Befchimpfungen und Thätlichkeiten

1 In der offiziellen Darstellung der Kriegsereignisse durch die kriegsgeschichtliche Abtheilung des großen Generalstabes findet sich (S. 336 und 337) wörtlich folgende Stelle: „So ermißt die Mannschaft (des von der Tann’schen Freicorps) von dem etwa 4 Meilen weiten Marsch, unter öfterem Regen und auf sehr schlechten, schlüpfrigen Wegen auch war, so benützten doch nur die Wenigsten die voraussichtlich nur kurze Zeit zur Ruhe. Diese «aufregtesten und geftreichsten Kriegshande, die wohl je ein Führer die seinige genannt», dachte nicht an Ruhe, nicht an Schlaf, — „das wollte sich erst nach den Mühseligkeiten des Tages in eine beschäf-
tliche Stimmung versetzen, das lachte, sang, räsonnierte, stritt und machte Ansprüche an die Bewirthung, die freilich für gewöhnliche Zeiten be-
scheiden genug waren, jedoch von den bereitwilligsten Einwohnern nicht immer, und in der Lage, und bei dem Jugreifen so vieler Hände sich be-
schieden ließen". — „Hier Major, es ist unmöglich, daß alle Leute in diesem Haufe unterkommen! rief man dem Commandeur von der einen
seite entgegen. Und „nicht mal Schinken und Eier können wir be-
sommen in diesem Neste«, lauteten Klagelitten von anderen Seiten her. Der Major von der Tann hatte länger als eine Stunde zu tun, «bis er sich von diesen häuslichen Angelegenheiten seines Corps losreißen sollte». —

„Der Beser mag sich nach dieser Schilderung aus einer Freischärler-
jeber (Dr. Bienbargs), die das Alles gar anziehend und romantisch fand, und der wir hier nur nachschreiben, um einen unverwoblichen Beleg mehr zur Charakteristik derser «vom Braufen der Zeit herstammten» und für die «Herren der Zeit» sich haltenden Kriegsdiestanten zu geben — der Beser mag sich, sagen wir, nach dieser Schilderung weiter ausmalen, welche Angst und Pein, welche Lauf und Befchwerde diese Gäste in jedes Orte veruracht, der sie aufnehmen mußte. Welche widrigen und ge-
sfählichen Conflicte überall in Ausicht standen, wo diese Schaaren, mit ihrer Undisciplin und ihren Prätentionen, mit regulären Truppen zu-
sammen lamen; wie unerläßlich es war, beide stets aus einander zu halten; wie unmöglich schwierig die Stellung jener Offiziere war, welche die Laft der Führung dieser Corps übernommen hatten; wie viel Selbst-
verleugnung und Selbstüberwindung einerseits, und wie viel Energie und Festigkeit, und ein wie fürcher Laft andererseits dazu gehörten, um in
dieser Stellung überhaupt, mit voller Integrität ihrer militärischen Würde und Charge, auszudauern, so bann aber in derselben eine solche Autorität zu üben, daß der jeder strengen, militärischen Zücht und
Ordnung abgeneigte, ja feindelige Sinn solcher Untergebenen, das Maß des Zuläffigen nicht jeden Augenblick überschreiten konnte, — endlich, wie
waren, sobald preußische Truppen und Freischärler in den gleichen oder in benachbarten Quartieren lagen, unvermeidlich.


schräger unter Führung eines Capitäns Hansen die vor dem Hafen kreuzende dänische Fregatte „Galathea“ zu überfallen versuchte. Der schlecht geplante und geleitete Handstreich missglückte jedoch völlig, indem die deutschen Boote die „Galathea“ überhaupt nicht auffanden.

Inzwischen hatte die provisorische Regierung sich in Betreff der Freischaren anders besonnen. Sie knüpfte neue Unterhandlungen mit von der Tann an, in welchen der Letztere sich verpflichtete, die gesammten Freicorps zu einer Abtheilung von 1200 Mann zu vereinigen, militärisch zu organisieren und unter der Kriegsdisziplin zu halten. Diese Bestimmungen wurden angenommen und die neuformirten Freischaren rückten zum zweiten Male auf den Kriegsschauplatz ab.


Leider ließ sich Brangel dazu hinreißen, als „Repressalie“ für die Beschießung der Festung das am Strande von Fühnen


Es zeigte sich mithin, daß die Befreiung Jütlands neue diplomatische Verwickelungen, an welchen es schon ohnedies nicht
fehlte, im Gefolge hatte. Strategisch war ferner die dauernde Occupirung der Provinz eine schwierige und gefährliche Aufgabe, da von Alsen aus die Dänen, nur durch die Bundesdivision gesehen, den Rücken Wrangels bedrohten. Für die Armee endlich war der Aufenthalt in dem schmutzigen, übel und un- wirtlichen Lande ein wenig erfreulicher.


Der 27. Mai war bereits herangegommen, ohne daß, von Pläneleien und Vorpostengeschehen abgesehen, ein Zusammenstoß mit dem Feinde stattgefunden hatte. Man glaubte deutscher Seite Alsen nur noch schwach vom Feinde befreit, und nahm an, daß derjenige seine Hauptkräfte auf Führen zusammengezogen habe, um von hier aus an irgend einem Punkte der schleswig'schen Küste zu landen. In Folge dessen war schon am 17. auf


Am nächsten Morgen langte Wrangel selbst, welcher sofort die Brigade Möllendorf zur Unterstützung der Bundesdivision entordert hatte, bei den Vorposten an und ließ eine starke Truppenabtheilung zur Reconnoiterung vorgehen. Es kam zu einigen kleinen Zusammenstößen; doch war man beiderseits nicht geneigt, auf einen ernstlichen Kampf einzugehen. Die Dänen hielten den östlichen Theil des Sundemitts befestigt; die vereinigten preußischen, schleswig-holsteinischen und Bundesstruppen standen ihnen in der Linie Flensburg, Hockerup, Quars bis gegen Apenerade gegenüber. Hauptquartier war Flensburg, allgemeiner Sammelpunkt Bau.

Es ließ sich nicht leugnen, daß die deutschen Waffen am 28. eine ziemlich empfindliche Niederlage erlitten hatten, eine Niederlage, welche theils die Folge der Wrangel'schen Disposition, theils der Sorglosigkeit des Generals Haffelt war. 3 Offiziere (hannöver'scher Capitän v. d. Kneesebeck, hannöver'scher Premier-

1 Wie v. Siebert erzählt (S. 151), soll es hierbei vorgekommen sein, daß die deutsche Artillerie eine Kuhseerde, in der Meinung, Dänen vor sich zu haben, bejocht.

Straß, Revolutionen 1848/49. II.

18
lieutenant von Windheim, mecklenburgischer Premierlieutenant von Hirschfeldt) und 27 Mann waren tobt, 5 Offiziere, 128 Mann verwundet, 41 Mann „vermißt“, d. h. gefangen. Die Verluste der Dänen sind nicht genau bekannt geworden, mögen aber nicht geringer gewesen sein.


Der Angriff sollte in drei Colonnen erfolgen. Die erste, aus der Brigade Müllendorf bestehend, war bestimmt, eine Be- 
wegung gegen Apenrade auszuführen, die zweite, Brigade Bonin, 
sollte den Brückenkopf bei Sonderburg stürmen, um so dem 
Feinde den Rückzugs weg nach Alsen abzuschneiden, die dritte endlich, 
aus den Bundesbrigaden von Schneeben und Marschallz zu- 
sammengesetzt, den eigentlichen Angriff in der Richtung gegen 
Akhüll und Nübel ausführen.

Der Plan war fah und konnte, wenn auch die Dänen die 
Düppeler Höhen inzwischen stark befestigt hatten, wohl gelingen; 
allein die Ausführung ließ Manches zu wunschen übrig, und 
es scheint sogar, als ob man in dem Hauptquartier noch der er- 
lassenen Disposition nichts Anderes als eine große Recognos- 
cierung beabsichtigte.

Kurz vor 11 Uhr Vormittags rückte General Halkett, nach- 
dem er an seinem Rendez-vous-Punkt, Schloß Gravenstein, 
eine Stunde auf die Entfassung der Brigade Bonin gewartet, 
zum Angriff vor. Bei Nübel-Mühle entspannen sich die ersten 
heftigen Gefechte. Die Vorposten des Feindes hielten hier einige 
Zeit Stand, zogen sich dann aber nach den rückwärts gelegenen 
Dörfern Stenderup und Nübel zurück. Die Deutschen brängen 
unaufhaltsam nach; mit stürmender Hand nahm die Brigade 
von Schneeben den ersteren Flecken, während gleichzeitig General 
von Marschall mit seinen Bundesstruppen und dem dazu ge- 
böhrigen Freicorps des Majors von Jensen-Tusich in Nübel ein- 
drang und die Dänen noch aus einer weiteren Stellung an der 
„Büffelkoppel“ zurückwarf.

Damit war der erste Theil des Kampfes beendet. Um den 
Angriff gegen die eigentliche Stellung der Dänen, die Düppeler 
Höhen und den Sonderburger Brückenkopf, zu beginnen, mus- 
ten die Unterstüzung der Preußen abwarten, welche als linke 
Flügelcolonne von Ladgaard über Alberup und Satrup gegen 
die rechte Flanke und den Rücken der dänischen Stellung ope- 
rieren sollten. Kurz nach zwei Uhr Mittags war General 
von Bonin in Satrup eingetroffen, hatte hier ein Bataillon 
zurückgelassen und war mit den übrigen Truppen in zwei Co- 
onnen südwärts in der Richtung auf Düppel-Kirche und das-
nahe liegende Dorf Racübül vorgedrungen. Ersterer Punkt
war, als die Colonne des Oberstlieutenants Wiesener anlangte,
bereits von den Hannoveranern genommen; das Dorf Racübül
erreichte General von Bonin mit seiner Hauptabtheilung,
und eröffnete von hier das Feuergeschehen gegen die dänische Haupt-
stellung auf den Düppeler Höhen. Das Dorf Düppel wurde
beseit.

So lagen die Dinge, als gegen halb 6 Uhr Abends auf
allen Punkten der Befehl des Höchstcommandirenden eintraf,
das Geschehen abzubrechen. Die Bundesstruppen zogen sich in
Folge dessen von dem Kämpfplatz zurück, vereinigten sich bei
Nübel-Mühle und schlüten hier ein Bivouak auf. Inzwischen
aber hatte der Feind bedeutende Verstärkungen aus Alsen heran-
gezogen und ging, seinen Vorteil wahrnehmend, seinerseits
gegen die Preußen zum Angriffe vor, welche sich, in Schützen-
linien in dem durchschnittenen Gelände zerstreut, nicht so rasch
hatten sammeln können. Mit großer Entschlossenheit drangen
die Dänen, die Garde an der Spitze, vor und suchten das von
den Preußen hartnäckig verteidigte Dorf Düppel (Oster- und
Westerdüppel) zu nehmen. Mehrere ihrer Vorstöße wurden
zurückgeschlagen 1, bis endlich die Preußen in guter Ordnung,

1 Die Dänen stellen dies in Abrede, wie folgender Bericht eines
Augenzeugen beweist: "Die Uhr war ungefähr sechs Uhr, da begann eine
neue Art des Kampfes. — Wrangels Kanonen schiessen; unsere Garde
zu Fuß, die aus dem Brüdenkopf herausgerückt war und bei Düppel-
Mühle stand, fällte das Bajonett; wir hatten ein Gleiches, und nun war
die Reihe an uns, Hurrah zu rufen. Und nun ging's vorwärts im Sturm-
ritt, ja im Sturmlaufe, von Hecke zu Hecke, mehrere Häuser und Höfe
flanben in Flammen, von Kanonenbooten in der Brakkerbucht wurde
ununterbrochen mit Kartätschen in die feindlichen Reihen geschossen; so
rünsten wir bei Düppel vorbei heran. Die Garde stürmte den Ort, ein
Theil der Jäger, die freiwillingen Scharfschützen und Soldaten umringten
den Kirchhof, wo die Preußen ihre Toten begraben hatten und der nun
von Alsem Lebenden gefärbt wurde. Ein Roggenfeld lag zwischen uns
und der feindlichen Kette. — Soldaten, Scharfschützen, Gardisten, Jäger,
Alles stürmte pèle molé über das Feld hin. — Einen Augenblick hielten
die Preußen Staud, aber ehe die Hälfte des Acker's erreicht war, zog die
ganze feindliche Reihe von der Hecke fort, und sassen wir sie in großen
Haufen den nächsten Hügel hinaufliehen (?). Die Espignols (eine Art
nachdem sie ihre Toten auf dem Düppeler Kirchhof begraben, sich auf den erneuten Befehl Wrangels, auf Sattrup zurückzogen und dort sammelten. Gegen 10 Uhr Nachts fiel der letzte Schuß.

Die Brigade Möllendorf war, da die Dänen Hadersleben geräumt hatten, während des ganzen Tages unthätig stehen geblieben. In der Nacht marschierten die Garden auf Wrangels Befehl nach Sattrup, um hier die Brigade Möllendorf bei einem etwaigen Angriffe des Feindes zu unterstützen. Die Dänen verhielten sich jedoch während des 6. völlig ruhig, worauf am nächsten Tage die deutsche ARMEE, welche bis dahin in ihrem Bivouak bei Sattrup und Rübel-Mühle geblieben war, nach ihrem alten Stellungen zurückmarschierte.

Die Verluste der Preußen in dem Gefechte bei Rübel und Düppel betrugen 3 Offiziere, 24 Mann tot, 9 Offiziere, 143 Mann verwundet, 1 Offizier, 59 Mann vermisst. Die Bundestruppen und das Jensef-Tuch'sche Freicorps hatten 12 Mann an Toten, 9 Offiziere1, 54 Mann an Verwundeten, 4 Vermisste eingebüsst, so daß der Gesamtverlust der Deutschen 22 Offiziere und 296 Mann betrug. Der dänische Verlust soll 3 Offiziere, 47 Mann an Toten, 8 Offiziere, 199 Mann an Verwundeten stark gewesen sein. Jüngst ein Resultat war durch dieses verhältnismäßig blutige Treffen nicht erreicht worden; beide Theile standen sich in ihren früheren Stellungen gegenüber.

---

Mitraisengeschosse) wurden aufgefahren, etwas vor dem Rübeler Walde wurde Halt gemacht und eine halbe Stunde hörte man nichts Anderes als den Knall der Espignols und unser Rotenfeuer, die zusammentönten wie ein fortgesegter Trommelwirbel. Die Sonne war längst untergegangen, als der Kampf gleichsam von selbst zu Ende ging; denn beide Theile waren müde und hungrig — und nun sahen wir die feindlichen, schwarzen Maffen sich über die Hügel ziehen, gerade dem klaren, rothsamen Horiönte entgegen, wo die Sonne untergegangen war." (v. Alten, Krieg in Schleswig, S. 250.)

4.

Der Vertrag von Malmö.


Die Situation war nunmehr im Juli dieselbe, wie im Mai. Die Preußen und Schleswig-Holsteiner standen im Norden des Kriegsschauplatzes an der Königsau, diesmal aber mit dem strengsten Befehl, die jütlandische Grenze nicht zu überschreiten, die Bundestruppen auf dem Sundewitt.

Am 8. Juli fand bei Hadersleben nochmals eine schöne Waffenthat statt. Der dänische Kriegsdampfer „Obin“, welcher sich unvorichtig der Küste genähert hatte, wurde von der eifern herbeigeführten Batterie des Hauptmanns Belitz bergefacht, was das Schiff hülflos am Strande festtrieb, während die Belagung hülfslos in Booten flüchtete. Das Brack wurde späterhin von Abtheilungen des Tann'schen Corps angebohrt und, soweit es das feichte Wasser zuließ, versenkt.


Dies war die letzte Kriegsbegebenheit auf dem Festlande. Zur See fielen am 17. August die letzten Schüsse, indem die Corvett „Najade“ bei Goldnäs sich mit holstein'schen Ge- schützen unter Oberstlieutenant von Jastrow herumschoß und
Diplomatische Verhandlungen.

281

dabei 3 Mann an Toten einbüßte. Mit diesem unbedeutenden Geschehen war für das Jahr 1848 der Krieg mit Schleswig-Holstein beendet.

Schon seit Beginn der Feindseligkeiten war die deutsche und dänische Diplomatie, und nicht minder die der angrenzenden Seenähte, Rußland, Schweden-Norwegen, England, unermüdlich thätig gewesen. Unter ihren Handlungen hatte sich die Volksereheung der Herzogthümer in einen Cabinetskrieg zwischen Preußen und Dänemark verwandelt, war an die Stelle des offenen, um jeden Preis die Entscheidung suchenden Kampfes, wie er im April geherricht, eine zundernde und zügernde Kriegsführung getreten, welche jeden ernstlichen Zusammenstoß vermied und mit allen Mitteln den Kampf in die Länge zu ziehen suchte. Denn es war nicht die Unfähigkeit Wrangels oder gar der preußischen Truppen, welche diesen traurigen Ausgang herbeiführte, — zwischen den Zeilen der militärischen Befehle war überall der Text der Wildenbruch'schen Note zu lesen.

erschien selbst in Schleswig-Holstein und veranlasste die am 15. August zusammengetretene Landesversammlung dazu, sich schon am 19. zu vertagen, um die Friedensunterhandlungen nicht zu stören. In Folge dessen schied Alshausen aus der provisorischen Regierung aus. Im August wurden die Verhandlungen fortgesetzt und endlich am 26. August durch einen Waffenstillstand beendet. Nähre auf die vorausgegangenen diplomatischen Wirren, die umfangreichen Notenwechsel, die aufdringlichen Vermittlungsversuche Englands, die Drohungen Schweden-Norwegens, die unentschlossene, schwächliche Haltung des Potsdamer Hofes einzugehen, wäre ein unbares und unerfreuliches Brot. Es möge genügen, jene Convention näher zu betrachten, welche das Ergebnis aller dieser Verhandlungen bildet, den berüchtigten „Vertrag von Malmö“.


Dies war der Inhalt der ersten fünf Artikel, welchen sich folgende folgenwirbare Bestimmungen anschlossen:

und Militärdepots von Abtheilungen resp. deutscher Bundes-
und dänischer Truppen bewachen zu lassen, welche sowohl für
den einen wie für den anderen der beiden Theile die Anzahl
von 2000 (Zweitausend) Mann nicht überschreiten soll." Es
folgen hierauf Bestimmungen über die Errichtung besonderer
holsteinischer Abtheilungen, welche zur Verfügung der Regierung
der beiden Herzogthümer gestellt werden sollten.

"Art. VII. Die beiden contrahirenden Theile sind
übereingenommen, für die Dauer des Waffenstill-
standes eine gemeinsame Regierung für die beiden
Herzogthümer einzuschießen, welche ihre Amtshandlungen
im Namen Sr. Majestät des Königs von Dänemark in
Ihrer Eigenschaft als Herzog von Schleswig und
Holstein und mit der Machtvollkommenheit ausüben
wird, mit Ausnahme der gesetzgebenden Gewalt, die
während der Dauer des Waffenstillstandes ruht. Diese
Regierung wird aus fünf, aus den Notabeln der beiden Herzog-
thümer zu wählenden Mitgliedern zusammengesetzt werden,
welche allgemeine Achtung und Ansehen genießen. Zwei von
diesen Mitgliedern werden von Sr. Majestät dem König von
Preußen für das Herzogthum Holstein und zwei von Sr.
Majestät dem Könige von Dänemark, Herzog von Schleswig
und Holstein, für das Herzogthum Schleswig ernannt werden.
Das fünfte dieser Mitglieder, welches die Functionen des Prä-
fidenten der gemeinsamen Regierung der beiden Herzogthümer
zu übernehmen hat, wird in Folge gemeinschaftlicher Einigung
von Ihren erwähnten Majestäten ernannt werden. Man ist
dahin übereingekommen, daß weder die vor dem 17. März er-
angestellten gewesenen Regierungsoffizien (schleswig-holstein'sche
Regierung), noch diejenigen, welche die Regierung seit dieser
Epoche gebildet haben, in diese neue Verwaltungsbehörde ein-
treten können, welch letztere sobald als möglich und spätestens
14 (vierzehn) Tage nach Unterzeichnung der gegenwärtigen
Convention in Function treten soll. Man hat sich ferner
darüber verständigt, daß alle und jede seit dem
17. März er. für die Herzogthümer erlassenen Gesetze,
Verordnungen und Verwaltungsmächtinge im Augen-
blickt des Amtsanhentes der neuen Regierung aufgehoben werden sollen; jedoch soll der letztere das Recht zustehen, solche nach dem 17. März cr. erlassenen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmahregrèlen wieder in Kraft treten zu lassen, deren Aufrechterhaltung ihr unerläßlich oder für den regelmäßigen Geschäfsgang ersprießlich erscheint, welche indessen keinesfalls etwas den Bestimmungen des Artikels 11 (elf) widersprechendes enthalten dürfen."


Die Entrüstung und tiefe Beschämung, welche der Malmöer Vertrag in ganz Deutschland hervorrief, waren unermeßlich und führten, wie die weitere Verfolgung der Ereignisse zeigen wird, zu einer schmerzen Erstritterung des deutschen Einigungsverfes und seiner Verföderung, des deutschen Parlamentes. Allerdings enthielten jene Artikel nichts, was an sich die deutsche Ehre beschimpfte, aber schmerzlich mußte es jeden Patrioten berühren, daß die Handlungen einer Regierung, welche der Bundes- tag förmlich anerkannt hatte, für null und nichtig erklärt, das Land, dessen Befreiung die deutschen Fürsten als ihre Ehrenpflicht bezeichnet, beinahe völlig der Gewalt Dänemarks wieder überliefert worden war. Weit beschämender noch war die militärische Seite des traurigen Handels; Preußen, der Staat, welcher sieben Jahre dem vereinigten Europa getrogt, hatte in einem halbjährigen Feldzuge, von dem gesamten deutschen Bunde, einer opferbereiten einheimischen Bevölkerung und tapferen Freiwilligenchaaren unterstüzt, das winzige Dänemark nicht zu bezwingen vermocht, sondern einen Vertrag mit seinem Widersacher abgeschlossen, wie ihn etwa gleichstarke Gegner nach entschiedenem Kampfe einzugehen pflegen. Allerdings konnte die Armee sich sagen, daß dieser trübe Ausgang nicht ihre Schuld war, allein die Thatsache blieb bestehen. Noch trüber aber war der Blick in die Zukunft; was mußten die kommenden Jahre an Bedrängniss den Herzogthümern, an Selbstniedrigung ihren Beschützern bringen! —

Die Truppen hatten im Laufe des August bedeutende Verstärkungen erfahren. Es waren 1 Frankfurter und 1 Weimarer Bataillon, 1 Nassau'sches Regiment, sowie württembergische und badische Abtheilungen eingetroffen. Weiterhin hatte der Reichskriegsminister am 7. August die Ankunft von 7600 Oesterreichern, 9500 Baiern, 5500 Sachsen u. s. w., Alles in Allem von 37900 Mann, angekündigt, eine Macht, die im Vereine mit den preußischen Streitmitteln das kleine Dänemark, welches kaum mehr als 15000 Mann aufzustellen vermocht, hätte erdrücken müssen. Aus alldem wurde nun nichts. Die Truppen traten den Rückzug an und räumten zu Anfang September das Land, in welchem nur ein württembergisches und ein badisches
Bataillon nebst zwei Schwadronen Hanseat-Dragonern zurückblieben. Doch sollte die Bundesarmee nicht als aufgelöst betrachtet, sondern die Truppenteile in ihrer Heimat in Bereitschaft gehalten werden, um innerhalb eines Monats wieder in Schleswig einrücken zu können.


Die Regierung entließ die Freihaaren ziemlich kühl und ohne sonderlichen Dank; im Lande dagegen wurden sie überall auf ihrem Rückmarsch jubelnd empfangen und gefeiert. Ueberhaupt war die Stimmung eine sehr erregte. Der Major von Wildenbruch, Graf Moltke nebst einigen andern Diplomaten wurden zu Festhoch vom Volke festgenommen und bedroht, so daß man schleunigst militärische Hülse requiriren mußte.

Am 10. September erließ Wrangel seinen Abschiedsbefehl an die Armee. „Indem ich Euch, Ihr lieben Kameraden und Waffengefährten, zu Eurer neuen Bestimmung entlasse“, lauteten die Schlussworte, „und den Scheidenden als den Zurückbleibenden ein herzliches Lebewohl sage, gebe ich Euch noch den Rat: Bewahrt das Selbstvertrauen, das Ihr in diesem kurzen Kriege gewonnen, und die schönen Erfahrungen, die Ihr darin gemacht, übt Euch fleißig mit der erprobten Waffe, sendet oft die Kugel nach farem Ziel und laßt das wohlgeschliffene Schwert nicht rotten an Eurer Seite, damit Ihr kampfbereit bleibt und seid, wenn Ihr wieder ausziehen solßt zum Kampfe.“
VI. Abschnitt.

Die deutsche Nationalversammlung.

1. Der Zusammentritt des Parlamentes.


Nach den völlig unklaren Beschlüssen des Vorparlamentes war die Stellung des Fünfzigerausschusses zu dem Bundestage und den einzelnen Regierungen keine leichte, insbesondere bei

Die zur Niederwerfung des badischen Aufbruchs unternommenen Truppenbewegungen gaben zugleich zu neuen Beförderungs Anlaß. Man fürchtete, daß die Nähe der starken Mainzer Garnison und der großenteils an die Grenzen ihrer engeren Heimat gerückten Raffaustäben und Rassel’schen Truppen die Freiheit der Berathungen beeinträchtigen würde.

Andererseits waren auch im Bundestage die heterogensten Elemente vereinigt neben den noch in Frankfurt anwesenden Vertretern der vormärzlichen Regierungspolitik die liberal ge- fünten Vertrauensmänner. Der Beschlüß des Vorparlamentes, daß der Bundestag diejenigen Männer, welche zur Hervor-
bringung der Ausnahmebeschlüsse beigetragen, aus seiner Mitte entfernen sollte, hatte keine Beachtung gefunden und noch zu Ende April wurde auf Blums Antrag den alten Bundestags-gesandten ihr Rücktritt abermals von dem Ausschüsse nahegelegt.


Regierungen eine Commission von drei bis fünf Mitgliedern unverzüglich bestellen und in Frankfurt zuzammenztreten ließ, um eine einheitliche Leitung in die Verhältnisse zur Nationalversammlung zu bringen. Diese Commission würde die formelle Vermittlung zwischen den Regierungen in ihrer Gesamtheit und der Nationalversammlung sich stets bemühen und je nach den Umständen die geeignetsten Maßregeln zur Wahrung der Regierungsinteressen versehen."


Die Sitzung, in welcher der Ausschuß diesen Beschluß fasste, war die letzte von Bedeutung gewesen. Fünf Tage darauf, am 17. Mai, zeigte das Präsidium an, daß in Folge der inzwischen stattgehabten Wahlen zur Nationalversammlung die Sitzungen beendet seien, und Tags darauf löste sich vor dem Zuzammentritte des Parlamentes der Fünfzigerausschuß im Kaiserjaale des Römers mit einem Hochruje auf die deutsche Einheit auf.

Der Ausschuß hatte geahnt, was in seinen Kräften stand, um die Bewegung in den Bahnen zu halten, welche durch die liberale Majorität des Vorparlamentes vorgezeichnet worden waren. Er hatte Aufrufe aller Art, so an die Tyroler, an die Bewohner Böhmens, Mährens und Schlesiens, an das badische Volk, an die Deutschen in Frankreich und der Schweiz erlassen, und das Möglikste geleistet, um die Wahlen zur
Eröffnung der Nationalversammlung.


Um 3 Uhr Nachmittags traten demgemäß am 18. Mai die anwesenden Volksvertreter im Kaiserjaale zusammen und nahmen zunächst unter dem Vorsitz Schotts von Stuttgart die Wahl des Alterspräsidenten vor. Das älteste anwesende
Mitglied, der 73jährige Hofrat Behr, lehnte die ihm zugeschriebene Würde ab, so daß dieselbe dem viertältesten, 70jährigen Syndicus Dr. Lang zufiel, während zum Stellvertreter der gleichaltrige Staatsminister a. D. von Lindenau ausersehen wurde. Die acht jüngsten Mitglieder erhielten das Amt der Alterssekretäre. Die wenigsten Jahre unter ihnen zählte der 23jährige Prediger Schmidt, dann der 24jährige Dr. Stremayr, der spätere österreichische Cultusminister.


Hier angekommen, wurde die Versammlung zunächst auf Antrag des Abgeordneten Freudentheil für constituiert erklärt, indem die Abgeordneten sich erhoben und unter brühnendem Beifall der Tribünen ein dreimaliges Hoch auf sich selbst ausbrachten. Als dann ging der Präsident daran, folgendes Schreiben des Bundesstages zu verlesen:

„Die Bundesversammlung an die deutsche Nationalversammlung.

Die Macht außerordentlicher Begebenheiten, das Verlangen, welches sich laut in unserm ganzen Vaterland ausgesprochen hat, und der aus Beidem hervorgegangene Aufruf der Regierungen haben in dieser großen Stunde eine Versammlung hierher geführt, wie unsere Geschichte sie noch niemals sah.

In seinen Grundzügen hat das alte politische Leben gedeiht, und von dem Jubel und dem Vertrauen des ganzen deutschen

1 Vgl. Sitzungsprotokolle I, 6. Die Angabe Wichmanns (Dentwürdigkeiten, S. 8), daß Stremayr der jüngste gewesen, erscheint dann irrtümlich.
Volkes begrüßt, erhebt sich eine neue Größe, das deutsche Parlament.

"Die deutschen Regierungen und ihr gemeinschaftliches Organ, die Bundesversammlung, mit dem deutschen Volke in der gleichen Liebe für unser großes Vaterland vereint, und aufrichtig huldigend dem neuen Geiste der Zeit, reichen den Nationalvertretern die Hand zum Willkomm und wünschen Ihnen Heil und Segen.


"Die deutsche Bundesversammlung und in deren Namen der Präsident: Colloredo."


Das war der Anfang der ersten deutschen Reichsversammlung, welche, um ein gestügnetes Wort Bismarcks zu gebrauchen, mit Reden und Majoritätsbeschlüssen die Erfüllung jener Aufgabe zu leisten hoffte, welche später durch Blut und Eisei ihre Lösung fand. Gerade um dieses leistern Umstandes willen ist eine gerechte Beurtheilung der deutschen Einigungsversuche von 1848—1850 so schwer; denn nur allzu leicht ist man geneigt, von der Höhe des Erfolges herab alle früher gescheiterten Bestrebungen zu verdammn. So hat auch das Parlament der Paulskirche, anfangs mit den überchwänglichsten Hoffnungen begrüßt, später die mahoßesten Angriffe, Schmähungen und Verdammungen von Jenen zu erleiden gehabt, welche nur das sehen, was die Reichsboten jener Zeit gethan, nicht aber auch das, was sie gewollt.

 höhere Lehrer, 31 Doctoren der Philosophie, darunter die be- 
ruhmtesten Namen der deutschen Hochschulen.

Eine Versammlung von Gelehrten war es, welche über das 
Wohl Deutschlands entscheiden sollte.

Wenn man die stattliche Reihe aller dieser Coryphäen der 
Wissenschaft überblickte und erwog, daß die reinsten und aufrich-
tigsten Vaterlandsliebe den weitaus größten Theil der Versam-
mlung erfüllte, so lag die Erwartung nur allzu nahe, daß eine 
glänzende Wiederaufrichtung der deutschen Einheit die Frucht 
dieser Berathungen sein werde. Daß nun der Verlauf der 
deutschen Verfassungskämpfe so schwere Enttäuschung erbrachte, lag 
nicht am Mangel an gutem Willen seitens der Abgeordneten, 
sondern hatte eine ganz andere Ursache. Es herrschte und herrschte 
noch jetzt in Deutschland eine gewisse Uberschätzung des Wissens 
an sich, die Annahme, daß Wissen und Können das Gleihe sei, 
 daß ein Gelehrter, in dessen Koppe eine staunenswerte Fülle 
von Kenntnissen sich offenbart, auch ein herzhafter Politiker sein 
müffe. Die Summe des Wissens aber, deßen ein Staatsmann 
bedarf, verschwindet vor jenen Eigenschaften, welche seine wahre 
Größe ausmachen, der rücksichtslosen Thatkraft, der raschen Be-
nützung des Augenblickes, der durchdringenden Menschenkenntniz — 
oders Men schenverachtung, — und dem persönlichen Muthe, Alles 
Dinge, die bei den in friedlicher Geistesarbeit in ihren Stuben 
gebant gewesenen Hochschullehrern nothwendigerweise zum Min-
besten unentwickelt sein mußten. Daraus aber folgte die ganze 
unerquickliche Haltung des Parlaments. Die Mehrzahl der 
Versammelten hatte die Einsicht und den besten Willen, eine 
Neugestaltung der deutschen Verhältnisse zu leiten, aber nicht 
die Kraft, das schwierige Maguiz durchzuführen. So behandelte 
man die Aufgaben, zu deren Lösung die Versammlung berufen 
war, gewissermaßen akademisch, als die Grundlagen zu endlosen 
Erörterungen, als Beweise für mühsam ausgesuchte Theorien, 
und erging sich, während ganz Europa unter dem Sturme der 
Revolution erzitterte, in halblosen Abstractionen. Vor Allem 
aber vermied man es auf das Ängstlichste, jenen gordischen 
Knoten durchzufangen, von dessen Lösung das ganze Dasein des 
Parlaments abhing, die Frage nämlich, welche Stellung die
deutsche Reichsversammlung den einzelnen deutschen Fürsten und Staaten gegenüber einnehmen sollte.


2.

Die Centralgewalt.

Tumulte in Mainz.


Am 23. Mai brachte der Mainzer Demokrat Zih diese Vorfälle in einem außerordentlich tendenziösen Berichte zur Kenntnis der Versammlung und forderte das Eintreten derselben. Auf das Neue tauchte damit die Principienfrage auf; denn ließ sich das Parlament auf eine Untersuchung, auf Aenderungen und Besefle ein, so trat es aus der bisher angenommenen bekräftigenden Rolle heraus und maßte sich die Executive an. Man wählte den Mittelweg und entsandte einen Ausschüß zur Kenntnissnahme der Dinge nach Mainz. „Man überschritt“, wie der schwankendsten Einer, der Abgeordnete Haym schrieb, „auf einen Augenblick die Grenzen der Befugniss einer verfassungsgebenden Versammlung, um für die Zukunft diese Grenzen um so sicherer einhalten zu können!“

Am 26. Mai, dem Tage des ersten Wiener Barricadenaufruchs, erstattete der Ausschüß seinen Bericht, welcher die

1 Es ist höchst bezeichnend für die damaligen Verhältnisse, daß nach amtlichen Berichten das Mainzer Volk häufig den Preußen drohte, die „rothen Hosen“ (d. h. die Franzosen) würden schon kommen und sie fortjagen.

2 Die deutsche Nationalversammlung, S. 17.

Zu Beginn dieser Sitzung war noch ein weiterer Schritt gesehen, ein Schritt, welchen die Hoffnungen von Millionen des deutschen Volkes begrüßten. Auf Hekshers Antrag hatte das Haus einen Auschuß für die deutsche Marine eingesetzt.

Diese Commissions enthaltete, durch zahlreich einlaufende freiwillige Spenden des deutschen Volkes unterstützt, eine regi Thätigkeit. Man hatte ihr von Staatswegen 6 Millionen Thaler bewilligt, von welchen jedoch nur etwas über ein Drittel wirklich bezahlt wurde. Österreich weigerte sich, unter Berufung darauf, daß es seine eigene Kriegsflotte zum Schutz Deutschlands bereit halte, überhaupt Matricularbeiträge zu entrichten;
andere Staaten, wie Bayern und Sachsen, stießen die Sache hinaus; Preußen zählte wenigstens die erste Rate. Das waren die Anspriechen, unter welchen die Reichsflotte in das Leben trat.


An der langen und hitzigen Beratung, welche im Laufe des Nachmittags durch eine zweistündige Pauke unterbrochen wurde, nahmen fast alle rednerischen Größen der Versammlung Theil. Von der Rechten sprach Graf Arnim-Bothenburg und von Vincke, dessen von rücksichtsloser Kraft getragene Rede

1 Der amtliche stenographische Bericht über die Abstimmung sei hier als Bibl der damaligen Parlamentsverhandlungen abgedruckt:

„Präsident: Die Discussion ist geschlossen. (Unterbrechung.)
Mühlfeldt v. Wien (vom Platz aus): Herr Präsident, hängt der Beschuß der Versammlung ... (Unruhe.)
Präsident: Meine Herren, haben Sie doch die Güte, etwas in Ruhe die Sache vor sich gehen zu lassen! Herr Heckscher will noch eine Erklärung geben ... ich weiß nicht, wogu sie dient.
Heckscher von Hamburg (neben der Tribüne stehend): Ein Wort zur Verständigung, Herr Präsident! (Steigende Unruhe, viele Abgeordnete erhöben sich von den Sägen, steigende Spannung.)
Präsident: Ein Wort zur Verständigung, zur Vereinigung, Herr Heckscher will eine Erklärung Namens der Siebener (es ist der Bericht des Ausschusses über den Raveaur'schen Antrag gemeint, welchen Heckscher, Vedder, Römer, Schoder, Pfizer, Hermann und Lette unterzeichnet hatten) geben, ich glaube, sie führt zur Vereinigung. (Steigende Unruhe.)
Heckscher (an die Tribüne sich lehnend mit erhobener Rechten): Vereinigen Sie sich! (Die Unruhe läßt nach.)
Präsident: Ich frage also, ob wir die Erklärung des Herrn Heckscher nochmals hören wollen. (Ja! ja! nein! ja!) Diesenigen, die das wollen, bitte ich aufzustehen. (Es erhebt sich eine große Mehrheit.)
Dies war am 27. Mai; von welchem Laube in seiner Parlamentsgeschichte in hundert Werthung sagt: „Es ist Poesie eines Volkes, sich mit Opfern zu einer Nation zu erheben“.

An diese Debatten schloß sich die erste eigentliche That der Verammlung, eine der vielen Thaten, welche sie überhaupt ausführte, die Schaffung einer Centralgewalt.

Dass eine solche notwendig sei, das eine Verammlung von einem halben Taufend Reichsboten wohl für Deutschland beraten, aber nicht handeln könne, lag klar zu Tage; es frag sich nur, wer die Centralgewalt schaffen und woher sie genommen werden solle. Die äußerste Rechte wie die extremste

Hefziger: Meine Herren! Es sind im Laufe des Nachmittags viele Angriffe auf mich geschehen (Nein, nein!), ich will nichts darauf antworten. (Unruhe, welche allmählich sich verstärkt und Bravorufen auf der Linke.) Aber mein Gott, zwei Worte werde ich doch sagen können (Eine Stimme in der Nähe der Tribüne: Sie haben nicht das Wort!) Ich habe das Wort allerdings und werde es gebrauchen (Unruhe).

Präsident: Herr Hefziger hat das Wort!

Hefziger führt aus, dass der Ausdruck bereit sei, seinen Antrag fallen zu lassen und dem Werner'schen Amendement zuzustimmen.

Stimmen von allen Seiten: Ich schließe mich an... Zur Abstimmung!

Präsident: Meine Herren, wenn Sie mich noch länger unterbrechen, wird die Zeit so vorrücken, dass wir am Ende noch Lichter müssen anzünden lassen. (Venedey und v. Bederath bitten um das Wort. — Große Unruhe.) Herr v. Bederath will das bestätigen, was Herr Hefziger bemerkt hat.

v. Bederath von Crefeld: Nur eine Erklärung, die zu größerer Einigung wird. Ich bestätige auch für meinen Theil, was Herr Hefziger gesagt hat, ich bestätige es, weil mehrere Redner den Sinn des Werner'schen Antrages dahin interpretirt haben, dass... (Viele Stimmen: Bravo!) dass dadurch der Weg der Verständigung nicht ausgeschlossen ist, ich bestätige es, weil es auch mir am Herzen liegt, dass der gewaltige Ausdruck der Verammlung ein möglichst einstimmiger sei. (Donnerndes Bravorufen von allen Seiten und von den Galerien... — große Spannung.)

v. Mühlfeldt von Wien: Erlauben Sie, Herr Präsident, wenn die Verammlung — (Steigende Unruhe und Spannung —. Viele Stimmen: Zur Abstimmung!)

Präsident: Ich glaube, dass bei solchem Lärmen weder die Verammlung gefördert noch die Ordnung gehandhabt werden kann. (Die Unruhe legt sich.) Der Präsident stellt die Reihenfolge fest, nach welcher

Zwischen diesen beiden, an Zahl geringen Gruppen wogten die großen Schaaren der Gemäßigten und Halben, welchen das beliebte Schlagwort der Vermittlung der letzte Anhaltspunkt war. Die Centralgewalt sollte zwischen Regierungen und Parlament vereinbart werden, wobei aber immer noch die Frage offen blieb, ob die Regierungen diese Centralgewalt ernennen und die Versammlung sie bestätigen solle oder umgekehrt. Was eigentlich die Centralgewalt sein solle, stand ebenso wenig fest. In der rechten Hälfte der Vermittlung Suchenden neigte man sich zu einem Triumvirat, in dem Preußen, Österreich und die übrigen Staaten je einen Vertreter haben sollten, war aber auch dem Gedanken eines Kaiserthums nicht abgeneigt. Die mehr nach links Stehenden waren mehr geneigt, nur eine einzige Personlichkeit mit der Würde der Centralgewalt zu bekleiden, ob einen Prinzen, ob einen minder hochgeborenen Sterblichen, blieb unbestimmt.


Damit war die Entscheidung über die ganze schleswig-holsteinische Frage dem Ermeßen Preußens überantwortet. Allerdings hatte man zuvor mit großer Mehrheit einen Antrag des Professors Baitz angenommen, welcher wie folgt lautet: „Die deutsche Nationalversammlung erklärt, daß die Schleswig'sche Sache, als eine Angelegenheit der deutschen Nation, zu dem Bereiche ihrer Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß energische Maßregeln getroffen werden, um den Krieg zu Ende zu führen; daß aber bei dem Abschluß des Friedens das Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde“.

In der Sitzung des 19. Juni begann endlich die lange erwartete Debatte über die Schaffung einer Centralgewalt. Vorgeschlagen war in dem von Dahlmann verfassten Berichte der Commission die „Trias“; ein Bundesdirectorium, aus drei Männern bestehend, welche von den deutschen Regierungen bezeichnet und nach Zustimmung der Nationalversammlung ernannt

1 So brachte der Londoner „Punch“ einen Schmähartikel mit den Worten: «Where is Bedlam? at St. Paul’s. Frankfort.»


Strak, Revolutionen 1848/49. II. 20

Kadowitz sprach nicht lange. In kurzen knappen Sätzen entwickelte er, einmal heftig von der Linke unterbrochen, die Ansicht, daß die Ernennung der provisorischen Centralgewalt


„Staunenswerth“, berichtet Biedermann (Erinnerungen aus der Paulskirche, S. 176) „war die jaß zauberhafte Gewalt, welche sein (Kadowitz') Talent und seine Persönlichkeit, so oft er auftrat, auf die Versammlung übten.“

Selbst Rogge, dessen ährender Spott keines verzeichnet, schreibt (Parlamentarische Größen I, 77 f.): „Wohl wird sich noch manche Dame und selbst manch ein frätscher Mann des kalten Schauers erinnern, der sie bejel, sobald der Abgeordnete für Rüthen in der Paulskirche das Wort ergriff. Langsam erhob sich die große muskulöse Gestalt von der Bank, wo er, in wohlberechmeter Theilnahmeabsicht, entweder mit über einandergeflagenen Armen sich hingestreckt oder mit Briefschreiben beschäftigt hatte. Gemessen Schritten betrat er die Tribüne, streckte in ferzengerader Stellung die Arme vor sich nach der Brüstung aus und sprach in dieser Position über die wichtigsten Fragen, ohne daß je die leichteste Gestaltung, das leiseste Zucken der Muskeln, die geringste Modulation
Sache der einzelnen Regierungen sein müsse. Mit dem Hinbliefe
darauf, daß sonst das begonnene Verfassungswerk in die répu-
blique une et indivisible überzugehen drohe, schloß Radovíž
unter anhaltendem Bravo der Versammlung und Pfeifen der
Galerieen seine Rede.

Einen ähnlichen Erfolg errang an diesem Tage nur noch
Bassermann, welcher der Versammlung einige derbe Wahrheiten
jagte und die zahlreichen Blößen des mühjam vom Ausschüffe
ausgeflügelten Verfassungsentwurfes enthüllte. Den Beschluss
des Redeturniers machte an diesem Tage Dunter. Er befoh vor
die Versammlung, ihre Entfeheidung „weife, umfichtig, staats-
männisch“ zu faffen.

Die Fortfehung der Debatte am nächsten Tage brachte einen
merfmürbigen Vorfall, welcher die politische Umficht der Pauls-
kirche auf das Greßtfe beleuchtete. Der Abgeordnete Braun von
Cösling flog ein Amendement vor, wobei sich nach dem stenog-
graphischen Berichte die folgende Scene entfpann:

Braun von Cösling: „Das Amendement lautet: Bis zur
definitiven Begründung einer oberften Regierungsgewalt für
Deutschland werde die Ausübung derselben in allen gemeinbamen
Angelegenheiten der Krone Preußen übertragen“. (Stürmische
Heiterkeit in der Versammlung.)

der Stimme im Mindesten den Sturm andeutete, der nach der Voraus-
fehung des Auditoriums die Brust eines «Staatmannes» in folchen
Augenblitken durchwühlen mußte. — Er stand da, weder Liebe noch Haß
erweckend, bloß wie ein nerforfhéder Abgrund.“

Ebenfo Wichmann (Denkwürdigkeiten, S. 73): „Lautlose Stille trat
ein, wenn er nur die Tribüne befchritt, mochte die Stimmmng auch noch
so erregt sein“.

Auch der Verfaßer der „Brustbilder aus der Paulskirche“ spricht
wiederholt (S. 99 u. a.) von dem „unheimlichen Grauen“, das v. Radovíž
der Versammlung einfochte. Sehr bemerkswerth ift es auch, daß die
Caricaturen, welche in Maffe über alle irgendwie hervorragenden Persön-
lichkeiten des Jahres 1848 verbreitet wurden, zwei Männern, v. Radovíž
und v. Bismarck, gegenüber ihre Wacht verloren. Radovíž erscheint feit
auf folchen Bildern als unheimlicher Gespensterbeifchwörer oder Zauberer,
in langen, waffenben Gewändern, Bismarck, dessen Bilbriffe erst 1849
auftrauchten, häufig als ein von Kopf bis zu Fuß in Erz gewappneter
Ritter.
Präsidet: „Meine Herren, lassen Sie doch jeden seine Meinung aus sprechen“.

Eine Stimme (vom Platze): „Der Redner auf der Tribüne lacht ja selbst mit“.

Raum konnte Braun unter fortwährenden Schlusgrufen der Versammlung seinen Antrag motiviren, und als derselbe unterstüzt werden sollte, fanden sich nicht einmal die nötigen 20 Stimmen. Der nächste Sprecher, Reh aus Darmstadt, leitete seine Ausführungen mit der mitteidigen Bemerkung ein, daß er auf die Rede des Abgeordneten aus Pommern nichts zu erwidern habe. Das war die politische Weisheit der Versammlung, welche noch nicht ein Jahr später freiwilzig dem König von Preußen das erbliche Courthum antrag!


trag ging dahin, daß ein Bundesdirector von den Regierungen ernannt werden solle.


„Darin wird keine Abdankung unseres Princips (der nationalen Souveränität) gefunden werden können“, fuhr Gagern fort, „wenn etwa meine Meinung, wie sie es wirklich ist, die sein sollte, daß die hochstehende Person ein Fürst sein müsse,
was auch Sie (die Linke) einräumen können, nicht weil es, sondern obgleich es ein Fürst ist. (Allgemeines, wiederholtes Bravorense und Händeselatzen in der Versammlung und auf den Galerien.) Meine Herren! (zur ganzen Versammlung)
Es ist Ihnen vorhin viel Schlimmes gesagt worden von den Fürsten; ich habe diesen Hass gegen die Fürsten nicht mit auf- 
erzogen und die Liebe zu den Menschen war mir immer näher!
(Auf der Rechten lebhaftes Bravorense.) Aber, meine Herren, einen Hass gegen ganze Generationen zu tragen, ohne die Pers-
sonen zu bezeichnen, die etwa des Hasses wert sein könnten, 
das ist nicht großmütig. (Auf der Rechten und auf der 
Galerie vielsachtes, anhaltendes Bravo.) — Eingigen wir uns, 
soweit Einigung möglich! — Wir stellen nicht die Freiheit 
blöd, und wir schaffen die Einheit unseres Volkes und Vater-
landes, nach der wir schon so lange uns sehnten!" — (Stür-
mischer, lange andauernder Beifall von allen Seiten der Ver-
sammlung und von den Galerien.)"

Der große Wurf war geschehen; verstoßen und vergessen lag Alles, was man seit einer Woche beraten, am Boden. 
"Neue Wellen gingen über alle bereits trocken gelegten Punkte 
und brausend erregt wogte die in ihren Grundfesten bewegte 
Versammlung."¹ Noch versuchte Dahlmann in langer Rede 
seine trockene Weisheit zu entwickeln, allein die Versammlung 
war zu aufgeregt, um sich auf weitere Debatten einzulassen. 
Kurz nach drei Uhr wurde die Sitzung aufgehoben.

Am Montag den 26. Juni sollte die Abstimmung erfolgen; 
doch zeigte es sich bald, daß es eine schwierige Aufgabe sein 
würde, sich aus der Fluth der zahllosen Anträge und Amendem-
ts herauszuwinden. Endlose Debatten über die Geschäfts-
ordnung erfüllten die Sitzung, welche der allgemeinen Erregung 
der Geister wegen nach zwei Uhr unterbrochen werden mußte. 
Gegen fünf Uhr begann die Beratung auf das Neue, allein 
bald erregte der streitsüchtige Geißler durch eine scharfe Anfe-
erung einen so unerhörtten Tumult², daß eine abermalige Ver-

¹ Laube, I, 328.
² Der stenographische Bericht verzeichnet wiederholt „furchtbaren Lärm“, „Stampfen mit den Füßen“ u. dgl. m.
tagung von einer halben Stunde eintreten, und, als auch dann der Lärm fortduarte, die Sitzung aufgehoben werden mußte.

Am Dienstag hatte man sich so weit beruhigt, daß die Abstimmung, allerdings durch häufigen Lärm unterbrochen, ihren Anfang nehmen konnte, und am 28. Juni, dem Mittwoch, verzichtete man dann endlich mit 450 gegen 100 Stimmen das „Gesetz über Einführung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland“.


Am nächsten Tage, dem 29. Juni, fand um 12 Uhr Mittags in den fünfzehn Abteilungen des Parlamentes die Wahl des Reichsverweisers statt. Über den Ausgang war man nicht zweifelhaft. Erzherzog Johann von Österreich galt von vornherein allen Demen, welche einen deutschen Fürsten als unver-
antwörtliche Centralgewalt einzusehen gedachten, für die geeignete Persönlichkeit. Er war populär vor allem durch zwei Dinge; einmal jenes bekannten Toastes: „Kein Österreich, kein Preußen, ein großes einiges Deutschland!“ wegen, welchen er 1842 bei dem rheinischen Bankette Friedrich Wilhelms IV. ausgesprochen haben soll, aber aller Wahrscheinlichkeit nach, in dieser Fassung wenigstens, niemals ausgesprochen hat, und ferner durch seine Heirath mit einem Mädchen „aus dem Volke“, der Tochter eines Postmeisters und nachmaligen Gräfin von Meran. Eine geistig bedeutende Persönlichkeit war der schon betagte Prinz gewiß nicht, allein gerade die Einfachheit und Schlichtheit seines Wesens gereichte ihm hier zur Empfehlung. „Eine jüngere Mittelfigur“, schildert ihn ein Zeitgenosse, „die ganz anwürfellos und am liebsten im bürgerlichen Kleide einkerzfreit. Ohne Prunk bleibt er stehen, wo er jemand was sagen, wo ihm jemand was sagen will. Und was er sagt, ist der natürliche Ausdruck dessen, was die Umgebung, was der Augenblick darbietet. Er ist anwürfellos, ist gefunden. Auch wenn er öffentlich sprechen muß, er nimmt keinen Anlauf, er sucht keine künstlichen Wege, er sagt kurz und bündig, was er sagen will.“


Eine Abordnung von sieben Reichsboten, der Frankfurter Fucho, der Oesterreicher von Andrian, der Ostpreuse von Sauten, der Rheinländer Raveaux, der Schleswiger Francke, der Bayer


An die Spitze des Reichsministeriums, mit dessen Bildung alsbald begonnen wurde, trat, nachdem sich die Unterhandlungen mit dem preußischen Erminister Camphausen zerschlagen, Fürst Karl von Leiningen, ein im besten Mannesalter stehender jüd-deutscher Magnat, dessen bisherige politische Thätigkeit sich wesentlich auf ein entschiedenes Eintreten für die deutsche Centralgewalt bestränkt hatte.


Der Posten eines Reichskriegsministers fiel dem preußischen General von Peucer zu, welcher in dieser peinlichen Stellung große Hingabe und rege Arbeitskraft entwickelte. Von einer thatsächlichen Leitung der einzelnen deutschen Bundescontingente konnte allerdings, bei der später näher zu schildernden Lage der Dinge, nicht die Rede sein.


Die endgültige Zusammenstellung des Ministeriums geschah erst in der ersten Hälfte des August. Denn schon am 15. Juli

1 In Paris waren gleichzeitig v. Raumer, der berühmte Historiker, als Frankfurter Gesandte und daneben v. Willisen als Vertreter Preußens. „Die Franzosen interessirten sich nun offenbar mehr für das offizielle Organ einer realen Macht als für das offizielle Organ einer idealen Macht. Dazu war Raumer selbst ein Preuße und sie gaben sich keine besondere Mühe, den feinen Unterschied zwischen einem deutschen Preußen und einem preußischen Deutschen zu ermitteln.“ (Laube, II, 72.)
hatte der Reichsverweser, nachdem er einen Aufruf an das deutsche Volk erlassen, in Begleitung Heßlers nach Wien abreisen müssen, um in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des Kaisers der dort täglich wachsenden Anarchie entgegenzutreten, und erst am 3. August kehrte er nach Frankfurt zurück.


Nach den Ehren und Würden, die sich auf ihn häufen, zu urteilen, hätte Erzherzog Johann nunmehr als Vertreter des Kaisers von Oesterreich und Verweser des deutschen Reiches einer der mächtigsten Regenten des Erdballs sein müssen, und doch war thatsächlich seine Macht eine völlig illusorische, geringer als die des geringsten Bundesfürsten, wie denn auch sofort der Name „Johann ohne Lanf“ als Bezeichnung für ihn auftauchte. Als die Nationalversammlung sich durch Sagers Rede hinreißen ließ, über die von ihr selbst gesteckten Grenzen hinauszugehen und lediglich aus eigener Machtvollkommenheit die zentralgewalt zu schaffen — ein Entschluß von einer Energie, welche bei einer fünft so schwankenden Versammlung geradezu befreundlich erschien —, da beging sie einen schweren Fehler.
Stand der Einheitsbewegung.

schieden entgegentrat, auch keinen praktischen Erfolg, so zeigte er
noch die tiefe Verstimmung Preußens und der ihm nahestehenden
Staaten. Am weitesten ging hierin Hannover, dessen Mini-
sterium sich in einem vom 7. Juli datierten Schreiben an die
Stände offen gegen den Gang der Dinge in Frankfurt aus-
sprach. Die hannoverschen Abgeordneten der Paulskirche legten
sofort dagegen Protest ein, doch dauerte es bis zum 21. August,
dass Hannover endlich durch seinen Bevollmächtigten von Bothmer
widerruflich die deutsche Centralgewalt förmlich anerkannte.
So ließ die Wahl des Reichsverwesers eine glückliche Lösung
des Einigungswerkes kaum erhoffen. Der Gagern'sche „fühne
Griff“ war ein Mißgriff in des Wortes vollster Bedeutung.

3.

Die Grundrechte.

Von einer Parteibildung im parlamentarischen Sinne hatte
bei dem Zusammentritte des Parlaments nicht die Rede sein
können. Niemand wusste, wie sich der Lauf der Verhandlungen
gestalten, was für Gesinnungsgenossen und Gegner er treffen
würde, überlegen mit sich fortreißende Geister, geborene Partei-
führer, waren zudem nicht oder nur ganz spärlich vorhanden
und die große Masse der Versammlung selbst nach der Art
ihrer Zusammensetzung von dem instinctiven Oranje befest,
nirgends entschieden Farbe zu bekennen, sondern überall ver-
mittelnd und vereinbarend zu wirken. So hatten sich zu An-
fang nur die wenigen extrem rechts oder links Gesinneten zus-
ammengeschaart, welchen ihre politische Vergangenheit und Be-
anlagung keine Halbheit gestattete. Ihr Einfluß war bedeutend,
— wenn Vincze oder Lichnowsky, Carl Vogt oder Robert Blum
die Rednertribüne bestiegen, konnte man auf eine stürmische
halbe Stunde gefaßt sein — ihre Zahl jedoch gering.
Die große Masse der dazwischen befindlichen „Liberalen“
hatte erst im Laufe des Juni, und besonders bei den Debatten
über die Centralgewalt sich zum Zusammenschließen in Frac-
tionen genöthigt gesehen, welche immerhin noch, was Partei-
disciplin und Parteigeist betraf, sich mit den Gruppen eines gesuchten Parlamentes nicht vergleichen konnten.

So hatte sich zu Anfang Juli die deutsche Volksvertretung in folgende Theile gespalten.


Die eigentliche Linke im "deutschen Hause" hatte trotz ihrer Zerfahrenheit den Vorzug, ein anerkanntes Parteihaupt in der Person Robert Blums zu besitzen, neben welchem bis zu dem September höchstens noch Carl Vogt und von Igstein hervortraten. Sie zählte Anfangs über 100 Mitglieder.


Brautfüllr aus der Paulskirche.

auch diese Vorkreisen von den Abgeordneten bejessen. Was
dagegen auf beiden Seiten unmittelbar an die erhöhte Tribüne
des Präsidenten stößt, ist zur Linken eine den Damen vor-
behalte Lege, zur Rechten bildet es eine bevorzugte Abtheilung
der mit Einläßkarten versehenen Herren und Diplomaten. 

"Es ist Vormittags ein Viertel nach neun Uhr und die
Paulskirche zur Sitzung eröffnet. Am pünktlichsten erscheinen
jets die Personen, welche das Büro des Hauses bilden. Der
Präsident von Gagern in schwarzer Tracht, die große deutsche
Cocarde am Hute, eine Gestalt voll eleganten Würde, schreitet
verbindlich grüßend und begrüßt durch den Südeingang, der
gerade auf die Tribüne des Vorstes hinweist. Die Stufen
dahin sind, wie der Fußboden der Kirche überhaupt mit Leip-
pichen belegt. Geräuschlos erhebt der Präsident den erhöhten
Platz und setzt sich auf den ebenfalls etwas erhöhten Mittel-
sejel unter dem Reichsadler zwischen seine beiden Stellvertreter.
Neben einem Jeden von ihnen ist aber noch Raum für je
einen Schriftführer, der die Geschäfte des Vorstes zu unter-
stützen, die Einfüllungen des Redners zu bewirken, Anträge,
Meldungen und Erklärungen aller Art von den Mitgliedern
anzunehmen hat und seit einer Viertelstunde in voller Thätig-
keit ist, um dem Präsidenten allen diesen Stoff geordnet zuzu-
mitteln. Auch wenn die Abgeordneten schon sämtlich auf
deren Plätzen waren, so würde doch die Eröffnungsklingel nicht
jogleich ertönen. Es giebt täglich eine Menge des Jüngsten
und des Augenblicklichen zu übersehen und einzutheilen, hier
eine joeben erst eintreffende Adresse, dort einen Flottenbeitrag,
da eine Ausschußanzeige oder eine ministerielle Zuschrift, und
das Zufällige mit dem Notwendigen, das Einschlagende mit
dem Zusammenhängenden zu verbinden. Aber auf den Bänken
der Abgeordneten steht es vor der Hand noch sehr leer aus.
Nur einzelne Plätze sind belebt, der Tisch der Hilfsarbeiter des
Büreaus ist besetzt, ein Abgeordneter erpresst Unterschriften zu
einem Antrage, den er alsbann stellen will, ein Anderer durch-
ließt noch einmal den Bericht, womit er alsbald die Tribüne
zu betreten hat, ein Dritter zieht ein Zeitungsblatt oder eine
Tarricatur aus der Mappe und legt sich daneben Papier und
Feder zu einem Brief zurecht. Selbst die Parlamentsmitglieder, die mit dem Schlag neuß erschienen sind, um in der Reihenfolge der heutigen Redner die vorderste Linie in Beschlag zu nehmen, sind wieder hinaus an die Thüre, wo sie ihre Cigaretten zu Ende rauchen. So währt es froßig, lückenhaft und in kleinen Gruppen plaudernd bis halb zehn, wo die Schelle des Präsidenten den Secretär auf die Tribüne ruft, welcher das Protokoll der letzten Sitzung zu verlesen hat. Das Geräusch der Kommenden und der Gespräche schwoll an unter dem Losen, auf welches kaum diejenigen aufforchen, die ein mögliches Mißverständniss ihrer Meinung zu berichtigten haben könnten."

Vom Osteingange kommen die Angehörigen der rechten Seite des Hauses; strenge Soldatengesichter, aristokratisch feine Manieren, aus wohlgestuften Bärten und Atlasbinden heraus schauen priesterliche Bürdenträger in ernstgemessener Haltung, tabaksdurchräucherte, studiendurchwachte Gelehrtenphysiognomien, des Befehls gewöhnte Beamte und Gutsherren, überhaupt Leute von bedeutendem Befitze. Die Thüre von Norden her, die zu den Centren führt, steht ein ähnliches Publikum ein- treten, aber ein jüngeres, und das ist nicht bloß von den Jahren zu verthehen. Der Kaufmann heißt hier noch nicht Geheimer Commercierrath, anstatt hoher Staatsstitel herricht die einfache Bezeichnung Advokat, Arzt, Professor vor und in weiser Wäsche und glatten Manieren ein anmutiges Behagen in modern gesellschaftlicher Form. Ist ferner die rechte Seite vorzugsweise von Vertretern der Großstaaten gebildet, so drängen sich nach der Mitte und gegen links besonders die Abgeordneten der mittleren und kleinen Länder, verstärkt durch die raschern unter den Persönlichkeiten Preußens und durch mehrere Oester- reicher."

"Auch der Westseite verschwindet plötzlich der Handschuh und ist der salonfähige Rundhut unerhört. Auch die Begrüßungen werden in jenem burschikosen Kurzfute abgehalten, in welchem ein Nicken die Verneigung, ein Zuruf von Wortein das annähernde Compliment verbannet. Von der Westseite tritt die gemischte Gesellschaft der Alterlichen ein, darunter manche struppige, manche ungeschlachte und selbst verwilderte Gestalt."
„Der Eingang endlich von Süden her, durch welchen wir Zagern nähern ließen, ist allen Fraktionen gemeinschaftlich, denn er fah das Haus an der Herzkammer, wo seine Akten fächerförmig zusammenströmen. Durch eben diese Thüre gehen ferner die Schnellschreiber ab und zu, die Tandliften und die Pedelle des Hauses. Durch eben diese Thüre wird dem erhitzten Hause auf Gläserbrettern das Wasser zugetragen, womit es sich homöopathisch unter den oft endlosen Redeflüssen der Mitglieder zu erquicken pflegt. Da die Damen denselben Eingang zu nehmen haben, so ist er natürlich den Elegants des Parlaments ein unentbehrlicher Weg, auf dem sie sich auch zeigen, wenn sie schon von anderer Seite her auf ihren Platz gerathen wären."

„Das Protokoll ist inzwischen zu Ende gehaspelt, die Schnellschreiber sitzen mit gespitzten Bleistiften und Öhren, die Mahnung des Präsidenten treibt schließlich selbst die widerspenstigsten Umherschwärmer auf ihre Bänke und die eigentliche Verhandlung beginnt."

Bis zu der Wahl des Reichsverwesers war die Nationalversammlung, wenn auch schwankend und nichts weniger als zielbewußt, doch auf dem Wege einer praktischen Thätigkeit fortgeschritten. Nun war die erste wichtige Aufgabe gelöst: Deutschland hatte wenigstens nominell wieder ein gemeinschaftliches Oberhaupt und es entstand die Frage: was nun? Die Nation erwartete von ihrer Vertretung ein rasches, kräftiges Handeln und an Stoff zur Betätigung einer solchen Energie fehlte es nicht. Hätte man sich jetzt mit den thatsächlich vorhandenen Schwierigkeiten befaßt, welche der Vollbringung des Einigungswerkes im Wege standen, hätte man versucht, gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht in den Ländern deutscher Zunge einzuführen, die noch vorhandenen Zollsperrten zu stürzen, das öffentliche Verkehrswege zu regeln, eine Verschmelzung der einzelnen Bundescontingente anzubahnen, und was borgleichen mehr war, so wäre man in einer zwar nüchternen und anstrengenden, aber gewiß lohnenden Arbeit dem Ziele, das deutsche Reich wieder zu errichten, gewiß näher gekommen, als auf dem Wege, welchen die Versammlung jetzt einschlug, indem sie mit der Berathung der „Grundrechte“ begann. Bei der Zusammen-

Für diese Idealpolitiker waren die Grundrechte das willkommensste Thema. Endlos raußte jeden Tag, wenn die Fortsetzung der Tags zuvor abgebrochenen Debatte angekündigt worden war, der Redestrom dahin. Man stritt sich über Reichsbürger- und Heimatsrecht, Auswanderungs freiheit, Gleichheit vor dem Gesetze, über Wehrpflicht, Titel, Orden und Freiheit der Person, über den Adel und die Todesstrafe, über Briefgeheimniß, Preßfreiheit, Gleichberechtigung der Konfessionen, Staat und Kirche, die Judenfrage, die Freiheit der Wissenschaft und vieles Anderes; man debattirte über die Geschäftsordnung, stellte Anträge, veranstaltete namentliche Abstimmungen, nahm Petitionen entgegen, interpellierte die Minister und verlor so in überraschend kurzer Zeit völlig den Boden der Wirklichkeit, um in den luftigen Höhen eines weltentrückten Idealismus das Wohl und Wehe des deutschen Volkes zu beraten

1 „Das deutsche Parlament schien unterzugehen in Rebenarten, in Schulweisheit, in Zeitverschwendung ohne Ende“, schreibt selbst Laube

Am 19. Juli berieth die Nationalversammlung diese Frage. „Es wäre“, wie ein Ohrenzeuge bitter schreibt, „besonders für Deutschland gewesen, wenn sich bei dieser Debatte nicht Deutsche gefunden hätten, welche vom Standpunkte feiner Unparteilichkeit die Ansprüche Hollands in Schutz genommen hätten.“ Die gewissenhaften Deutschen, welche dies thaten, waren der Exminister von Linde und der Jenenser Professor Michelsen, doch hörte man glücklicherweise nicht auf sie und fäste den Beschluss, daß das Herzogthum Limburg nur seine eigenen Staatsschulden zu tragen und die Centralgewalt das Weitere bei der holländischen Regierung zu veranlassen habe.

Wichtiger als dies war die polnische Frage, welche vom 24. bis 29. Juli besprochen wurde. Es handelte sich dabei zunächst um die Anerkennung der Demarcationslinie, welche, wie früher berichtet, Preußen zwischen dem deutschen und dem polnischen Theile der Provinz Posen gezogen, und im Zusammenhang damit um die Gültigkeitserklärung der in dem ersteren Bezirke vorgenommenen Wahlen, welcher 12 Abgeordnete, darunter nur einen Polen, Janiszewski, in die Paulskirche entfandt hatte. Die schwärmerische Begeisterung für die Polen,
wie sie im März und April in Frankfurt zur Zeit des Vor-
parlamentes geherrscht, hatte allerdings durch die blutigen Posen-
ausstände einen starken Stoß erhalten, allein immerhin sanden
sich in der [deutschen] Versammlung noch genug kosmopolitische
Demokraten, welche auf das Eifrigste gegen die Zulassung ihrer
Landsleute protestierten. Beantragte doch gleich zu Beginn der
Berathung A. Ruge, den 12 Abgeordneten aus Posen bis zum
Schluss der Debatte Wort und Stimme zu entziehen, allerdings
ohne die Mehrheit der Versammlung zu seiner Unpflicht zu be-
wegen. Ihm folgte Robert Blum, welcher im Laufe seiner
Rede die Befreiung der Ostsee-Provinzen und des Elsaß aus
der Fremdherrschaft forderte, dann Wilhelm Jordan, dessen
zweistündige außerordentliche und von patriotischem Geiste ge-
tragene Rede mit den Worten schloß: „Freiheit für Alle, aber
des Vaterlandes Kraft und Wohlfahrt über Alles!“ und an-
dauernden stürmischen Beifall erzielte. Von den Rechten traten
am nächsten Tage in glänzenden Ausführungen Radowitsch und
Lichnowsky für das gefährdete Deutschthum ein, während
Jänszewski mit Eifer und Geschick die Sache seiner Landsleute
vertrat, und darin von Vogt, sowie zum zweitenMale von
Ruge unterstützt wurde.¹

Nach langen Debatten wurde endlich am 27. Juli mit
342 gegen 31 Stimmen der Antrag des Ausschusses angenom-
men, in welchem die vorläufige Anerkenntung der Demarkations-
linie und die Zulassung der zwölf Abgeordneten ausgesprochen
war. Die Anträge der polenfreundlichen Minderheit, die
Theilung Polens für ein schmachvolles Unrecht zu erklären und
die Wiederherstellung eines selbständigen Polens als die hei-
lgste Pflicht des deutschen Volkes zu betrachten, wurden abgelehnt;
Jänszewski trat aus dem Parlamente aus.

Nachdem am 31. Juli eine deutsche Kriegs- und Handels-
flagge (schwarz-rot-goldene Streifen, links oben bei Kriegs-
fahrzeugen als Reichswappen den zweiköpfigen schwarzen Adler
mit Schwert und Pfeilen) festgezogen worden war, erregte am

¹ Der letztere sprach auf der Tribüne die Hoffnung aus, daß die
deutschen Heere in Italien geschlagen werden würden und nannte Kadesky
einen „Tilly der neueren Zeit“. 
7. August die Frage, ob der gesuchte Volkstribun Hecker, welchen der jüdische Wahlkreis Thiengen als Vertreter zur Nationalversammlung gewählt, zu diesem Amt zugelassen werden dürfe, einen großen Tumult. Als es nämlich der Demokrat Brentano wagte, einen Vergleich zwischen Hecker und dem Prinzen von Preußen zu ziehen, entstand eine bis dahin unerhörte Scene. Man beschimpfte sich gegenseitig; es kam beinahe aber, wie wenigstens die Linke, welche am nächsten Tage eine Beschwerdeschrift einreichte, behaupten wollte, wirklich vor der Tribüne zu Thätlichkeiten, die Abgeordneten Platther und Graf Wartensleben forderten Brentano in der Versammlung auf Pistolen¹ und schließlich löste sich die Berathung auf. Das Ganze war ein Scanbal, wie ihn die Paulskirche bis dahin noch nicht erlebt hatte². Am nächsten Tage segte sich der Lärm fort; die Zuhörer der Galerieen schrien, tobten und zischten derart, daß sie aus dem Saale entfernt werden mußten, was auch nur

¹ Elengraphischer Bericht, II, S. 1451.
² Der stenographische Bericht schildert diesen tumultuären Auftritt, wie folgt:


unter dem Widerstande des Publikums und eines Theiles der Linken vor sich ging und erst am 10. August wurde nach leidlich ruhiger Verhandlung mit 350 gegen 116 Stimmen die Wahl Friedrich Beckers für ungültig und unwirksam erklärt und die badische Regierung aufgesordert, eine Neuwahl zu veranlassen.

Eine weitere wichtige Debatte entstand sich im Laufe des August nur noch über die italienische Frage, welche am 12. erledigt wurde. Es handelte sich um einen Antrag der in der Paulskirche sitzenden Welschtiroler, welche die Entlassung der Bezirke Trient und Roveredo — die doch seit nahezu 900 Jahren zum deutschen Reiche gehörten — aus dem deutschen Bundesverband wünschten, aber nicht erhielten, und um den lombardischen Krieg. Eine zündende Rede, welche Rabowig hielt, machte der Debatte ein rasches Ende; die Sache wurde, wie gewöhnlich, der Centralgewalt überwiesen.

Damit waren die aktuellen Fragen erledigt und ungeöst wandte sich das Haus wieder der akademischen Erörterung der Grundrechte zu, welche den Rest des Monats ausfüllte.


War dies schon eine deutsche preußische Antwort auf den „fühnen Griff“, so sollten die Abgeordneten bald aus dem Munde Friedrich Wilhelms IV. selbst erfahren, was er von


Bei stromendem Regen langte man Abends in Köln an, wo Friedrich Wilhelm noch nicht anwesend war. „Erst am nächsten Abende kam er auf dem Bahnhofe in Deutz an, und es hieß, er werde nicht über die Brücke, sondern zu Dampfschiff über den Rhein herüber kommen. So geschah es und zwar unter einem ringsum rollenden Kanonendonner. Die Fenster erzitterten vor den Geschützesflächen und im Vergleiche zu dem gestrigen Empfange des Reichsverwesers müßte Jedermann inne werden, daß der jetzt Ankommende noch der Kriegsherr sei in diesen Landen.“

Der König fah bleich und sorgenvoll aus und war sehr ernst. Die Begegnung zwischen ihm und dem Reichsverweser
nicht, daß es noch Fürsten in Deutschland gibt, und daß ich Einer von ihnen bin!"

"Damit wendete er sich zum Abgehen, und einer der preußischen Offiziere, welcher Abgeordneter war, brachte ein Hoch aus, in welches die zahlreichen Anwesenden aus allen Räumen lebhaft einstimmen."

Die Antwort des Königs war deutlich genug. Ehe noch das eigentliche Fest begonnen, hatte in ihr sich schon alle die Abneigung gezeigt, welche das Zusammentreffen der politisch so verschiedenen Elemente in der alten Domstadt zu Tage fördern mußte. So trat denn die eigentliche, zudem nicht besonders gewandt angeordnete Feier den politischen Vorgängen gegenüber in den Hintergrund.


So schien noch einmal das Einvernehmen zwischen Berlin und Frankfurt besiegt und Niemand von der Versammlung jah das Ungewitter, welches inzwischen von den Küsten Schleswigs-Holsteins herauszog.
VI. Abchnitt. Die deutsche Nationalversammlung.

4. Der Septembaerausstand.

Der Beschluss der Nationalversammlung vom 9. Juni, daß der mit Dänemark zu schließende Friede die Ehre Deutschlands wahren, aber der Bestätigung durch das deutsche Parlament nicht bedürfen solle, war vor Schaffung der Centralgewalt gesagt worden. Als nun diese letztere in das Leben trat und nach dem von den Regierungen anerkannten Geschehen die Vertretung Deutschlands dem Auslande gegenüber, die Ermächtigung, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, erhalten hatte, mußte ohne Zweifel die Entscheidung der schleswig'schen Frage ihr zufallen. Undererseits aber war der Reichsverwefer in dieser Angelegenheit durchaus machtlos; es waren ja nicht seine, sondern preußische und andere norddeutsche Truppen, welche dort kämpften, und zudem weigerte sich Dänemark beharrlich, die Centralgewalt anzuerkennen.

Reichsverweisers erhalten würde", so schien Alles in bester Ordnung und die Ehre Deutschlands, welche in diesem Kriege verpfändet war, gut bewahrt zu sein.


1) die gemeinsame Regierung der Herzogthümern vor Abschluß des Vertrags erneuert,
2) daß die Verwaltung nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen — die bis zum Abschluß des Waffenstillstandes von der provisorischen Regierung erlassenen inbegriffen — erfolgen, und
3) die in den Herzogthümern zurückbleibenden Truppen unter den Befehlen des deutschen Oberbefehlshabers bleiben sollten.

Von diesen Bedingungen war, nach Heckschers Versicherung, späterhin nichts zurückgenommen worden, und so schien dem Abschluß eines für Deutschland unehrenhaften Waffenstillstands durch Preußen vorgebeugt zu sein. Um so größer also war der Schrecken und die Neberwachung, als am 4. September gleich zu Beginn der Sitzung Heckscher bleich und verblüht auf der Tribüne erschien und dem Haufe die Mittheilung machte, es sei zu Malmö ein Waffenstillstand am 26. August abgeschlossen worden, welcher „nicht unwesentliche Abweichungen“ von den Seitens der Centralgewalt vorgeschriebenen Bedingungen enthalte. Der Vertrag wurde von ihm verlesen; man erfuhr, daß die Feindseligkeiten während sieben Monaten ruhen, die schleswig'schen und holstein'schen Truppen getrennt, die sämmtlichen seit dem 17. März erlassenen Gesche für ungültig erklärt, die Herzogthümer von den deutschen Truppen entblößt werden würden und was sonst noch der für Deutschland so schmachvolle Vertrag enthielt.

Mit Schrecken fing jetzt Mancher in der Nationalversammlung zu ahnen an, daß die Rolle, welche die Paulskirche bisher gespielt, nicht, wie man gewählt, die einer entscheidenden Behörde, sondern höchstens die eines überlästigen Rathgebers ge-
wesen sei, und daß man vielleicht alle jene Neben umsonst gehalten habe. Die deutsche Nationalversammlung hatte die Befreiung der Herzogthümer für eine heilige Pflicht des deutschen Volkes erklärt, sie hatte ihre Ehre in der Versicherung verpfändet, einen Deutschlands würdigen Frieden schaffen zu wollen, sie war, daran konnte eigentlich kein Zweifel sein, gedemütigt und mißachtet vor dem Auslande, wie vor dem eigenen Volke, wenn der Vertrag von Malmö zur Ausführung kam und sich jo abermals die Ohnmacht des anscheinend neu geeinigten und befreiten Deutschlands, wie es die Paulskirche vertrat, gegenüber dem winzigen Inselstaate zeigte.

Es war eine bittere, peinliche Stunde für jene Versammlung, welche es unternommen hatte, ohne äußere Machtmittel, ohne festes Ziel und Plan, ohne den Rückhalt eines wirklichen und andauernden Volksausdruckes die Einigung Deutschlands herbeizuführen. Eine tiefe Aufregung bemächtigte sich des Parlamentes, als sofort Dahlmann, welcher in diesen schweren Stunden seine staatsmännischen Theorien vergaß und eine wahrhaft patriotische Haltung annahm, die Tribüne bestieg und tief erschüttert darauf hinwies, daß hier die Ehre und das Ansehen der deutschen Volksvertretung auf dem Spiele stehe. Man beschloß, die Sitzung abzubrechen und nach 24stündiger Bedeutung die Verhandlung wieder aufzunehmen.

Ich habe gesprochen. Möge die Hand dessen walten, der die Be-
schläge der Menschen zu gerechten Entscheidungen zu leiten weiß!"

Bei der nun folgenden Debatte zeigte sich die tiefe Zerrüt-
tung, welche die dänische Frage in das Parlament getragen
hatte. Für die Herzogthümer, für die Würde des deutschen
Reiches trat die Linke, Blum, Simon, Zimmermann, Wesen-
donk u. U. ein, eben jene Linke, welche früher so oft, so bei
Beratung der polnischen Frage, des italienischen Krieges Be-
weise einer echt deutschen Vaterlandslosigkeit gegeben, für Preußen
und den Waffenstillstand die Rechte, von Radowiz vertreten.
Das rechte Centrum schloß sich ihm an. Sein Sprecher, Vasserm-
ann, betonte, daß durch einen offenen Bruch mit Preußen
jede Möglichkeit einer Einigung Deutschlands abgeschnitten werde.

Von dem Ministerium fuchte der Kriegsminister Peucker be-
ruhigend zu wirken und versicherte, daß ein Truppenrückzug
gar nicht so rasch vor sich gehe und noch Zeit genug zur be-
sonnenen Erwägung bleibe; von Becherath folgerte aus der Ab-
lehnung des Vertrages die Schrecken des Bürgerkrieges und
hielt es mit der Ehre eines großen Volkes viel verträglicher,
was Schwert in der Scheide zu lassen, als zum Bruderkampf
zu ziehen, Schmerling endlich erklärte — und dies war das
Wichtigste, — daß das Ministerium einstimmig beschlossen habe,
nicht auf Verwirkung des Waffenstillstands anzutragen. Dies
war eine schwerwiegende Nachricht. War es einmal überhaupt
ein trauriger Anblick, die Beratung des Reichsverwesers nicht
auf Seiten der Schleswig-Holsteinen zu sehen, so mußte anderer-
seits die Ablehnung des Vertrages das Ministerium stürzen
und neue unabweisbare Verwickelungen auch von dieser Seite
herausschwören.

Die namentliche Abstimmung über den Ausschußantrag be-
gann. Mit 238 gegen 221, also der winzigen Majorität von
17 Stimmen, wurde unter dem Jubel der Linke und der
Galerieen die Stiftung der zur Ausführung des Waffenstill-
standes erforderlichen Maßregeln beschlossen und damit das
Urteil über den Vertrag von Malmö ausgesprochen. Unmittel-
bar darauf reichten Fürst Leiningen, sämtliche Reichsminister
und Unterstaatssekretäre ihr Entlassungsgefeuch ein.
Nach den constitutionellen Begriffen, welche für den Reichsverweser maßgebend waren, mußte derselbe die Demission annehmen und den Führer der Opposition mit der Bildung des neuen Cabinets betrauen. In dem vorliegenden Falle war dies unfreitig Dahmann gewesen, welcher denn auch noch am Abend des 5. zu dem Erzherzoge beschieden wurde und die Zusammenstellung des zweiten Reichsministeriums übernahm.


1 Erzherzog Johann scheint nichts Anderes erwartet zu haben. „Der Dahmann“, äußerte er, wie Ludwig verichert, „wird doch schwerlich etwas zu Stande bringen!“


als Kinderspott betrachtete. Seine Rede war häufig von stürmischem Beifall der Klinken und Galerien unterbrochen, während die rechte Seite sich ziemlich skeptisch verhielt und sie und das Gezegte, das Ganze von der komischen Seite aufzufassen.

Auch der zweite Tag brachte keine Entscheidung; die Professor Sylvester Jordan und Waiz hielten lange Vorträge, ohne bestimmte Stellung zu nehmen. Ciska riß in einer flammenden, bizarren Rede, in welcher er die begeisterte Haltung Frankreichs während der ersten Revolution mit der jüngsten Lage Deutschlands verglich, die Linke zu wahren Beisatzstürmen hin, während sein Nachfolger Wilhelm Jordan den von trauriger Schwäche zeigenden Vorschlag machte, Malmo Malmo sein zu lassen und zur Tagesordnung, d. h. zu den Grundrechten überzugehen. Den Beschluf machte Vogt mit der bei ihm allerdings nicht erwarteten Wendung, daß erst dann etwas aus der Versammlung werden könne, wenn sie sich zum Convent umgestaltet habe.


Die Abstimmung. 339

der Zwietracht in das Baterland wesen wolle, erzwang so einen Ordnungsruf des Präsidenten, welcher ihn umsonst zur Mäßigung mahnte, und setzte es durch, daß stürmisch die Forderung, ihm das Wort zu entziehen, laut wurde. Eine von Wiegand hierüber provocirte Abstimmung des Hauses fiel jedoch zu seinen Gunsten aus und er konnte, etwas gemäßiger auftretend, seine Rede zu Ende führen. Nunmehr schritt man, nachdem noch Burm und Stedmann jeweils für einen der beiden Ausschußanträge gesprochen, unter tiefer Erregung zur Beschlusssaffierung, und zwar zunächst über den Dahlmann'schen Antrag auf Verwahrung des Vertrags, dann über den Borschlag Frankes, den Vertrag zu genehmigen und Friedensunterhandlungen anzuführen.


"Einzelne Lichter waren indessen angezündet worden auf der Straße und der Tribüne. Ihr schwaches Licht zeigte erst recht, wie dunkel es im Hause sei, aus welchem die letzten «Ja» und «Nein» ausstiegen. Die Abstimmung war zu Ende; das Büro rechnete die Ja und Nein zusammen. Diesen Abgeordneten, welche mit Bleistift oder Feder mitgezählt, stritten sich leise über das Resultat. Der eine hatte, wie es zu geschehen pflegt, einige Stimmen mehr, der Andere einige Stimmen weniger für die Mehrheit, — darüber waren sie einig, die Anträge des Dahlmann'schen Ausschußtheiles seien verworfen."

"Soiron verbündete das Resultat: 237 hatten die unumwundenen Anträge auf Verwahrung des Waffenstillstandes be-
VI. Abschnitt. Die deutsche Nationalversammlung.

willigt, 258 hatten sie verneint. Sie waren also mit 21 Stimmen verworfen."

"Es war kein Bruch herausgesfordert, es war kein Krieg be-
ischlossen. Auf den stehend vollen Galerien erhob sich jenes
unheimliche Geräusch, welches droht."

"Im Hause selbst kam ohne Zwischenact und Ausschub der
Franke'sche Antrag zur Abstimmung; 257 stimmten dafür,
236 dagegen. Mit derselben Mehrheit von 21 Stimmen war
er angenommen."

"Die neunte Stunde war herangekommen; unter düsterem
Schweigen leerte sich die Kirche. Die Mehrheit mochte sich auch
eines Sieges nicht freuen, welcher ihr, das müste sie vorher, eine
so tiefe Wunde füllte."

"Es war ein Tag des Verhängnisses, dieser sechzehnte Sep-
tember, ein Sonnabend!"

Mit dem Beschlüsse vom 16. September hatte die deutsche
Nationalversammlung sich selbst gerichtet. Ihre Mehrheit hatte
anerkannt, daß das liberale Deutschland, welches die Paulskirche
verkörperte, noch nicht im Stande war, auf die Entschlüsse eines
Bundesstaates, wie Preußen, eine Einwirkung zu üben, noch
nicht deutsche Provinzen gegen die Vertreibung durch einen
der kleinsten Staaten Europas zu sichern vermochte. Eigentlich
hätte sich das Parlament nach seinem Beschlusse, durch welchen
ein Kriege mit Dänemark verpfändete Ehre des deutschen
Namen schon ließ, auflösen aber doch die Minderheit aus dem-
selben austreten müssen. Keines von beiden geschah; man
redete ruhig weiter, Wochen und Monate hindurch, während
unbekümmert um die Verhandlungen in der Paulskirche die Welt-
geschichte ihren gewohnten eigenen Gang fortführte.

Der Beschlüß des 16. September erregte in ganz Deutsch-
land, vornehmlich aber im Südwesten, eine tiefgehende Bewe-
gung und gab vor Allem den Bestrebungen der revolutionär
Gesinnten festen Boden, welchen die Reden der Paulskirche schon
lange zum Überdruck geworden waren. In Frankfurt selbst
cam es schon am selben Abend zu starken Tumulten. Die
"Weinstadthalle", der Versammlungsort der gemäßigten Linken,
wurde vom Volke verwüstet und einzelne Abgeordnete thätlic
Beginn der Unruhen.

Scijinn her Unruhen.

mißhandelt. Selbst der alte Turnvater Jahn, welcher trauriger Weise gleichfalls für den Vertrag gestimmt hatte, konnte sich nur durch eilige Flucht einem gleichen Schicksale entziehen. Der Erminister Heckscher, nach welchem man überall suchte, mußte die Stadt verlassen, wurde aber in Höchst am Main erkannt und von dem erbitterten Volke übel zugerichtet.


Die in Frankfurt verfügbare Truppenmacht bestand, von der Bürgerwehr abgesehen, nur aus einem, dazu nicht für zuverlässig geltenden Bataillone Heffen-Nassau. Für alle Fälle


Durch einen Fehler in der Ausstellung der Truppen war der nördliche Eingang der Kirche freigegeben worden und das Volk hatte, als einige veripätete Abgeordnete durch diese Thüre sich in die Versammlung begeben wollten, die Gelegenheit benutzt, um gleichfalls einzudringen. In der Paulskirche entstand, trotz Gagerns Bitte, die Würde des Parlamentes zu währen, eine beträchtliche Aufregung; die Parlamentsdiener eilten herzu und drängten die unwillkommnen Besucher, welche bereits die zum Sitzungssaale führenden Glastüren erreicht hatten, unter heftigem Tumulte zurück. Bald legte sich jedoch der Lärm; die preußischen Truppen machten, auf das Getümmel aufmerksam geworden, einen Bajonetttausch und trieben die Volksg...
messen aus einander, wobei ein alter Mann eine Vermundung erhielt.


Während sich so die Abgeordneten nach vollbrachtem Tagewerke stärkten, waren die Truppen, der Beschützung der Paulskirche überhoben, zum Angriffe übergegangen. In der Gegend des Liebfrauenberges drangen die Österreicher in das Gassen-
gewirr der Altstadt vor, links von ihnen entwickelten sich von der unteren Zeil aus die Preußen gegen die Hasengasse und andere Punkte. Man war jedoch zu schwach, um energisch vorzugehen, und auch auf Seiten der Insurgenten war die Kämpfe- wuth nicht so groß wie bei ähnlichen Gelegenheiten. So schleppte sich das Gefecht von halb 3 bis halb 6 Uhr nahezu ohne Ent- scheidung hin.


Das Ganze war weit mehr ein unbesonnen Tumult als eine Barrifadeneschlacht gewesen und die Verluste beiderseits nicht sehr groß. Die Insurgenten mögen 20—30 Mann an Todten verloren haben; die Zahl der Gefangenen betrug 63, von Offi- zieren blieben Hauptmann Hübner und Secondelieutenant von


---

Bei dem Hessendenkmal am Friedberger Thor, wo eine große Anzahl Volkes sich versammelt hatte, wurde Lichnowsky erkannt. Steine flogen gegen ihn und seinen Begleiter, so daß beide eilig durch das Friedberger Thor davon galoppierten. Hier trennten sich die beiden auf einige Minuten; der Fürst ritt, um sich vor einem zweiten, aus einer Nebengasse vorbrechenden Haufen zu retten, rechter Hand in einen Gartenweg ein, während Auerswald umkehrte, nach dem Hessendenkmal zurückjagte, dann aufs Neue angegriffen, sein Pferd nochmals wendete und auf dem Hermeswege am Bethmann'schen Hause wieder mit Lichnowsky zusammentraf, der inzwischen durch Gärten und Zäune hindurch ebendorthin geirrt war. Gemeinschaftlich kehrten nunmehr beide über die Bornheimer Haide auf die Friedberger Chauffee zurück und schlugen unglücklicher Weise, vor einem Trupp bewaffneter Volkes jenseitig, nochmals die Richtung nach dem Hessendenkmal ein, statt in scharfen Galoppe in der Richtung nach Friedberg das Freie zu gewinnen. Sofort warfen sich hier die rings zerstreuten Volksmassen auf das Neue auf sie und zwangen sie zur schleichenden Umkehr. Von allen Seiten von Bewaffneten umstellt, bedroht, den Steinwürfen und verzweifelten Flintenschüssen ausgesetzt, flüchteten die beiden Reiter nunmehr in eine rechts von der Friedberger Chauffee ausgehende Saugasse, das „stumpfe Gähchen", dessen Abschluß das Schmidt'sche Gartenhäuschen bildete.


1 Auerswald war bereits am Arm verwundet, — Lichnowsky schon seit einigen Tagen umwohl; erstaunlicherweise befanden sich beide in einem Aufstande, der ihnen klare Niederlage nicht gestattete.
Es war dies nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, denn die beschränkten Räumlichkeiten der Gärtnerwohnung boten so gut wie kein Versteck dar. Allein die Zeit drängte, schon schlugen die Stimmen der Verfolger von Außen herein. Man führte Auerwald, der sich beharrlich weigerte, sich zu verkleiden und als Hausgenosse aufzutreten — ein Plan, der ihn wahrscheinlich gerettet hätte, da die Völksmenge ihn nicht persönlich kannte, sondern nur als Lichnowskys Gefährten verfolgte —, in eine Dachkammer, und verberg Lichnowsky in einem kleinen Kellerversteck.


Anfangs wollte es scheinen, als hätte sich die Wuth der Auführer durch die Ernordung Auerwalds abgebildet. Man schonte zunächst das Leben Lichnowskys, was hauptsächlich den Bemühungen des Bornheimer Arztes Godes zu danken war, und bełefloß, ihn als Gefangenen nach Hanau zu führen. Schon war man mit ihm auf der nach Bornheim führenden Pappelallee angekommen, als ein Rödelheimer Judenschulmeister Buchsweiler, ein halbberrückter Mensch, die Wuth auf das Neue entflammte. Man stritt sich um den Fürsten, rief ihn hin und her und mißhandelte ihn, bis dieser sich endlich zur Wehr setzte und die Büchse eines Freishärrlers ergriff. Damit war sein Schicksal entschieden. Fast im selben Augenblick lag er, von einer Anzahl tödlicher Wunden bedeckt, am Boden.

Raum war dies geschehen, als, einen Moment zu spät, eine Abtheilung Infanterie unter Major Deek und ein Trupp Darmstädter Reiterei anrückten, vor welchen die Mordgesellen

Übersicht der Literatur.

Siciliens Revolutionen, Berlin, 1861.
Görgei, Mein Leben und Wirken in Ungarn, 2 Theile, Leipzig, 1852.
Crek, Bems Feldzug in Siebenbürgen, Hamburg, 1850.
Reisinger, Politische Bilder aus Ungarns Neuzeit, Hamburg, 1849.
Geschichte der Wiener März- und Mairevolution, Wien, 1848.
Pisacane, Der Krieg in Italien, Chur, 1852.
Verhandlungen der Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung, Berlin, 1848, 3 Bände.
Jahrgang 1848 der „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung“.
Jahrgang 1888 und 1889 der „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung“. 
(Wochenshau aus den Jahren 1848—1850, aus dem Nachlaß des Geh. Hofrathes Schneider.)
Falkson, Die liberale Bewegung in Königsberg, Breslau, 1887.
Jahrgang 1848 des „Kladderadatsch“.
Jahrgang 1848 der „National-Zeitung“.
Jahrgang 1848 der „Constitutionellen Klub-Zeitung“.
Die deutsche Centralführung und die preußische Armee, Berlin, 1848.
Deutsche Chronik für das Jahr 1848, Berlin, 1849.
Hannemann, Die preußische und die deutsche Verfassung, Berlin, 1850.
Graf Arnim-Bohlenburg, Die deutsche Centralführung und Preußen, Berlin, 1848.
Helwing, Das preußische Wahlgesetz vom 5. April 1848, Berlin, 1848.
Eneiß, Berliner Zustände, Berlin, 1848.
v. Alten, Der Krieg in Schleswig, Oldenburg, 1850.
Bichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche, Hannover, 1888.
Haym, Das erste deutsche Parlament, Leipzig, 1848.
Biebermann, Erinnerungen aus der Paulskirche, Leipzig, 1848.
Häußler, Die deutsche Nationalversammlung, Stuttgart und Leipzig, 1862.
Duckwitz, Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben, Bremen, 1877.
Brustbilder aus der Paulskirche, Leipzig, 1849.

Ferner der größte Theil der in Theil I erwähnten Schriften, zahlreiche Flugblätter und Broschüren.
Zu Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschienen von

Kuno Fischer:

Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. (Schiller-Schriften. 1.) 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen“. 8°. brosch. 4 M., eleg. Lwd. 5 M.


Daran sind einzeln zu haben:

Goethes Phöbiogenie. 2. Auflage. 8°. brosch. 1 M. 20 P.

Die Erklärungsarten des Goetheschen Käuf. 8°. brosch. 1 M. 80 P.

Kleine Schriften: 1. Uber die menschliche Freiheit. 2. Auflage. 8°. brosch. 1 M. 20 P.

Kleine Schriften: 2. Uber den Witz. 2. Auflage 8°. brosch. 3 M., eleg. in Lwd. geb. 4 M.

Shakespeare's Charakterentwicklung Richard's III. 2. Ausg. 8°. brosch. 2 M.

E. J. Winter's Buchdruckerei.